

flutter

Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung

Thema: Angst



Nicht wissen, was kommt

Rund 100.000 Menschen waren 2014 in
Deutschland nur geduldet.

Ein Dokumentarfilm zeigt drei Geschwister
in ihrem prekären Alltag. Dazu gibt
es Hintergründe zum Bleiberecht
und Interviews mit den Filmemachern
und Akteuren.

www.bpb.de/neukoelln-unlimited/

Editorial

→ Angst ist mehr als ein Gefühl. Beim Nachdenken über das Feld der kursierenden Ängste begegnen wir den Schnittstellen von persönlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen. Die Übergänge sind fließend und spannungsreich. Die eigenen Ängste treten oft als stille Macht auf. Sie ziehen uns zurück, halten uns im Bereich des vermeintlich Sicherem fest. Wird das als Blockade erfahren, beginnt das Nachdenken über mögliche Wege aus der Angst.

Wachsendes Selbstbewusstsein beginnt damit, die Ängste zum Sprechen zu bringen und sich dazu zu verhalten. Dann kann es sehr schnell politisch werden, nicht zuletzt im eigenen sozialen Nahraum. Die an uns herangetragenen und von uns übernommenen Erwartungen von Eltern, Freunden und der weiteren Umwelt, der allgegenwärtige Konkurrenzdruck können zum Thema werden. So kommen die Fragen nach der eigenen Entwicklungsperspektive in den Blick: Wer steht mir bei? Wem kann ich vertrauen, was will ich mir selbst zutrauen? Wer diesen Fragen gegenüber offen ist, erfährt alle, auch Angst erzeugende Verhältnisse als veränderbar. Dieser aktivierende Aspekt der Angst wird häufig vergessen, doch gerade er ist ihre wichtigste Konsequenz: Wer sich seiner Angst stellt, sucht auch nach einem Ausweg. Dann wird die persönliche Sicherheitszone verlassen – sei es, um sich in dynamischen Märkten zu behaupten und neue Geschäftsmodelle auszuprobieren oder um gegen politische Unterdrückung aufzustehen, wie junge Menschen in Ägypten, Hongkong oder der Ukraine.

Aber bei uns gibt es auch Menschen, die fundamentale Ängste haben müssen. Die nicht wissen, ob sie die Nacht auf der Straße überleben. Oder ob sie bald in ihr Heimatland abgeschoben werden, in dem blutige Konflikte den Alltag bestimmen. Ihre Ängste sind nicht nur ein Spiegel, sondern auch die Warnsignale für gesellschaftliche Konflikte.

Wer die Ängste der Menschen im Griff hat, hat in gewissem Maß sie selbst im Griff. Wie überall, wo Macht verteilt wird, gibt es Akteure, die diffuse Ängste im eigenen Interesse gezielt schüren. Das Spiel beherrschen viele – Medien, Unternehmen, Politik. Umgekehrt gilt auch, dass Populisten da leichtes Spiel haben, wo die entscheidenden Eliten allgemeine Ängste ignorieren oder unterschätzen.

Eine wichtige Verbündete der Angstkultur ist die Bequemlichkeit des Konformismus, der vorschnelle Rückzug auf das Vorgegebene. Die Arbeit der Veränderung ist dagegen nicht leicht, aber sie kann befreiend wirken. Die Forderung danach richtet sich immer an beide, das Selbst und die Umwelt. Charakterbildung trägt deshalb Züge einer politischen Ökologie der Affekte. Sie ist politisch, weil sie unser Handeln prägt. Freiheit wird damit ein Maß der Balance zwischen Mut und Gelassenheit, Selbst-Vertrauen und Risikobereitschaft. Souveränität gelingt, wo Ängste unser Handeln mitbestimmen, aber nicht diktieren können. Thorsten Schilling

Jetzt kriege ich aber Angst: Black-Metal-Musiker und ihre Fans schocken gern mit gruseliger Aufmachung und blutrünstigen Texten. Wie dieser liebenswürdige Mann in Norwegen



Inhalt

5

ICH, PSYCHO

Über eine junge Frau mit vielen Ängsten und sehr viel Lebensfreude

11

DAS DUMME GEFÜHL, DASS ES DIE ANDEREN BESSER HINKRIEGEN

Verdiene ich genug? Studiere ich das Richtige? Mögen mich die anderen? Sind solche Fragen blöd? Wir suchen Rat bei einem Soziologen

14

JETZT HALT MAL DIE PRESSE

Wie die Panikmache der Medien funktioniert

17

FEAR GEWINNT

Was dahinter steckt, dass man in anderen Ländern von „German Angst“ spricht

18

KOMISCHES GEFÜHL

Selbstständig sein, kreativ arbeiten – klingt gut. Wenn da nur nicht die Existenzängste wären

19

MACHEN!

Manchmal muss man auch mal was riskieren und die Warnungen der anderen in den Wind schlagen



Unser Zeichner hat sich ein paar Produkte vorgenommen, die einen in Sicherheit wiegen sollen, und sie über das Heft verteilt

30



20

SCHWARZSEHER

Im Wahlkampf kann man schon mal Muffensausen kriegen. Ein Blick auf politische Kampagnen

21

DIE SORGEN DER ANDEREN

Niklas hat keine Lust, zur Schule zu gehen – was wiederum seinen Eltern schlaflose Nächte beschert. Ein klärendes Gespräch mit ihm

24

WIR KRIEGEN DICH, DU SCHWEIN

Im Angesicht von Neonazis kann einem angst und bange werden. Über einen, der dagegen kämpft

26

CENTERFOLD: GAME OF FEAR

Jetzt seid ihr mal dran: Wer am wenigsten Schiss hat, gewinnt

28

KEINE BANGE

Die biologischen Grundlagen der Angst und ihr Nutzen

30

SO EIN TERROR

In Kenia fürchten sich einige vor Terroranschlägen und machen die Somalier zu Sündenböcken

34

„EIN SCHEISSHAUFEN AUF DER STRASSE“

Gino ist obdachlos. Mit uns spricht er ganz offen über seine Sorgen

35

HALLO, ICH BIN ARNE

Unser Autor hat versucht, seine Schüchternheit zu überwinden

38

IM ZWEIFEL FÜR DEN ZWEIFEL

Wie es ist, wenn man täglich damit rechnen muss, abgeschoben zu werden

42

ARBEITSPLÄTZE GEHEN VERLOREN!

Womit uns die Industrie so ins Bockshorn jagt

44

NUR MUT

Man muss ganz schön Courage haben, wenn man in Kiew, Kairo oder Salamiyya gegen die Machthaber demonstriert

48

KUSCHELN, BIS DAS BLUT SPRITZT

Interview mit einem jungen Regisseur von Horrorfilmen

49

HOLY SCHISS

Zum Schluss noch ein ABC der Ängste

50

IMPRESSUM



Keine Angst,
das fluter-Abo
ist gratis:
www.fluter.de



**Marie hat
Angst.
Aber sonst
geht es
ihr blendend.
Porträt
einer jungen
Frau**

Von Oliver Gehrs

→ Welche Ängste Marie schon mal nicht hat:
dass sie in ihrem Job scheitert,
dass ihr Freund sie verlässt,
dass ihr kleiner Sohn von der hohen Mauer fällt, auf der
er so gern balanciert,
dass sie eine Krankheit bekommt, die sie noch nicht hat.

Allerdings fürchtet sie sich vor Folgendem:
Fahrten mit dem Aufzug,
Reisen mit dem Flugzeug,
große Höhen,
Zugfahrten,
enge Räume,
Menschenansammlungen.

Manche dieser Ängste hat Marie schon lange, andere kamen mit der Zeit dazu. Ganz alt ist ihre Angst vor engen, geschlossenen Räumen, Klaustrophobie genannt. Sie befahl sie zum ersten Mal im Kindergarten, da war sie zwei Jahre alt. Damals sollte sie in einen Karton kriechen und weigerte sich so vehement, dass der Kindergärtner ihre Eltern fragte, was mit ihr nicht stimme. Aber die fanden es ganz normal, dass ein Kind nicht in einen kleinen Karton krabbeln will.

Doch bald war es nicht mehr nur ein Karton, in den sie nicht wollte, bald machten ihr geschlossene Räume Angst und irgendwann auch das Autofahren.

Und dann passierte etwas, das alles noch viel schlimmer machte: Als Marie fünf Jahre alt war, verschwand ihre Mutter. Einfach so, ohne Bescheid zu sagen. Zwar nur für eine Woche, aber die reichte, um Marie zu verunsichern. Um ihr zu zeigen, dass sie auf manche Sachen keinen Einfluss hat, dass manche Dinge einfach so geschehen. Auch die schlimmen.

In der Psychotherapie geht man davon aus, dass Ängste wie Klaustrophobie oder die sogenannte Agoraphobie (das ist die Angst vor öffentlichen Plätzen oder weiten Räumen und großen Menschenmengen, auch Platzangst genannt) durch Erlebnisse des Kontrollverlusts ausgelöst werden. Das kann eine traumatische Erfahrung des Verlassenwerdens sein oder eine Gewalttat. Bei manchen Menschen führt das dazu, dass sie keine Situationen ertragen, über die sie letztlich keine Kontrolle haben. Wie bei Marie: Sie kann den Zug nicht anhalten, wenn ihr danach ist; der Aufzug könnte stecken bleiben; das Schiff sinken; und das Flugzeug, dessen Enge allein schon eine Zumutung ist, wird nicht landen, bloß weil sie aussteigen möchte.

Die Angst beginnt im Kopf, aber sie befällt schnell den ganzen Organismus. Erst beginnt Marie zu zittern und zu schwitzen. Ihr Puls wird schneller, sie hat das Gefühl, keine Luft mehr zu kriegen, manchmal kommen noch Bauchschmerzen dazu. Als Außenstehender bekommt man das alles gar nicht mit – nur, dass Marie apathisch wirkt. „Wenn die Leute mich dann so zitternd an der Supermarktkasse sehen, denken sie bestimmt, ich sei Alkoholikerin, aber in Wirklichkeit stehe ich da gerade Todesängste aus.“

Es ist natürlich verrückt zu glauben, dass man einfach so an der Supermarktkasse stirbt, nur weil sich der Kopf das ausdenkt. Aber genau so funktioniert es: Im einen Moment ist Marie noch ganz ruhig, und plötzlich überlegt sie, wie schlimm es wäre, wenn sie keine Luft mehr bekäme oder einen Herz-

**Etwa fünf Prozent
der Menschen
erkranken im
Laufe ihres Lebens
an einer
sogenannten
Panikstörung.
Frauen etwa
doppelt so häufig
wie Männer.
Experten schätzen,
dass in der EU
im Jahr 2011 rund
7,9 Millionen
Menschen
betroffen waren**

infarkt. Und prompt beginnt ihr Körper, ihre Atmung zu behindern oder ihr Herz schneller schlagen zu lassen. „Ich weiß, es klingt seltsam, aber ich denke in solchen Momenten tatsächlich, dass ich sterben könnte“, sagt Marie. Wenn niemand da ist, der ihr hilft und die Symptome ihrer Panikattacke richtig deutet, muss Marie ihre Angst ausstehen – bis der Körper so erschöpft ist, dass er die fixe Idee nicht mehr aufrechterhalten kann. Das kann eine halbe Stunde dauern, und wenn Marie danach nicht sofort etwas isst, bricht sie vor Erschöpfung zusammen.

Ein Karton, in den man nicht steigen will, eine Mutter, die einfach mal für eine Woche verschwindet, ohne sich zu verabschieden. Es ist in Mariens Kindheit noch ein bisschen mehr vorgefallen.

Als sie zehn war, zogen ihre Eltern von der Groß- in die Kleinstadt. In der neuen Schule wurde sie gehänselt, weil sie so anders aussah als die anderen, nicht so ordentlich. „Ich kam ja aus so einer Art Hippiehaushalt, da war ich den anderen

schon suspekt“, sagt Marie. Gleich am ersten Tag an der neuen Schule ließ sie der Lehrer vor die Klasse treten, wo sie ein Lied singen musste – selbst dann noch, als die anderen Kinder lachten und sie weinen musste.

Danach schwor sie sich, nie wieder ein Wort mit den Lehrern zu wechseln, was sie bis zum Abi durchhielt. „Mündlich habe ich immer eine Sechs bekommen und schriftlich eine Eins bis Zwei“, sagt Marie. Das habe schließlich gereicht. Man kann sagen, sie hatte die Situation unter Kontrolle, zumindest in der Schule. Zu Hause leider nicht. Marie wurde erneut aus der Bahn geworfen, als ihre Mutter von einem Tag auf den anderen die Familie verließ und mit einem neuen Mann zusammenzog. Von da an war auch ihr Vater nicht mehr richtig anwesend, zurückgezogen in seiner Trauer.

Heute, rund 20 Jahre später, hat Marie ein gutes Verhältnis zu ihrer Mutter. Ihr Therapeut sagt, dass sie ihr verzeihen habe, dass aber die Seele nichts vergesse. Dass ihre Ängste auch ein Mittel sind, ihre Mutter, die oft nicht da war, ein Leben lang an sich zu binden. Marie sagt dazu: „Kann schon gut sein.“ Und dass sie ihre Mutter heute gern ein bisschen für sich einspanne. Dafür, sie irgendwohin zu bringen, auf ihren sechsjährigen Sohn aufzupassen oder zu kochen, wenn sie selbst keine Lust dazu hat. „Ich glaube, sie hat ein ziemlich schlechtes Gewissen“, sagt Marie.

Anfang dieses Jahres war Marie für fast zwei Monate in einer Klinik, wo sie jeden Tag in eine Gesprächstherapie ging. In Einzelsitzungen oder in der Gruppe. Viele, die sie dort traf, hatten ähnliche Ängste. „Aber irgendwie war ich die Dienstälteste. Manche bekamen erst seit zwei Jahren Panikattacken, da konnte ich nur lächelnd zuhören.“ Und manche schienen ihr auch übel zu nehmen, dass sie immer so gut gelaunt war.

Denn über all die Jahre ist Marie kein vergrübelter Trauerkloß geworden, kein Angsthase, dem das Leben keinen Spaß macht. Im Gegenteil: Selbst wenn sie vom Kampf gegen ihre Ängste erzählt, versprüht sie gute Laune. Sie habe ja ein irre schönes Leben, sie liebe ihre Familie, ihren Job als Modedesignerin, und damit, dass sie New York wahrscheinlich nie sehen wird, hat sie sich abgefunden. Inzwischen verzichtet Marie auch auf Sport, da ihr Körper bei einer schnelleren Atmung ganz automatisch in den Panikattackenmodus schaltet. Das ist ihr ein bisschen zu stressig.

Gebracht hat ihr der Aufenthalt in der Klinik nichts. Genauso wenig wie eine andere Behandlung, der sich Marie vor ein paar Jahren unterzog. Bei der Konfrontationstherapie geht es darum, dass man sich seinen Ängsten schonungslos ausliefert. Für Marie hieß das, dass sie ganze Tage mit dem Fahrstuhl fuhr oder in der überfüllten U-Bahn durch eine fremde Stadt. Dann wieder flog sie morgens nach Mallorca und abends zurück, oder sie wurde in dunkle, enge Räume gesperrt. „Der absolute Horror“ sei das gewesen, sagt Marie. Am Ende hatte sie 12.000 Euro dafür bezahlt und fünf Kilo abgenommen. Die Ängste aber waren noch da.

Dass ihr eine Therapie helfen könnte, daran glaubt Marie nicht mehr. Aber dass sie ihre Krankheit in all den Jahren richtig erforscht hat, das hat ihr schon sehr geholfen. Sie weiß

jetzt, dass ein stabiles Umfeld für sie das Wichtigste ist. Keine Schicksalsschläge wie vor einigen Jahren, als ihr Vater ganz plötzlich an einem Herzinfarkt starb. Oder als sie monatelang um das Leben ihres neugeborenen Sohnes bangen mussten. Da kamen die Panikattacken so oft wie lange nicht mehr.

Mittlerweile merkt Marie schon morgens nach dem Aufwachen, ob es ein guter Tag wird. Oder einer, an dem sie mitten auf dem Weg zur Arbeit ein komisches Gefühl beschleicht, das sich schnell zu einer massiven Beklemmung ausweitet – zu der Vorstellung, hier und sofort ersticken zu müssen, weil niemand da ist, der ihre Not bemerkt und sie ins Krankenhaus bringt.

Neulich hat sich Marie mit ein paar Freunden getroffen, die sie bei ihrem letzten Klinikaufenthalt kennengelernt hat. „Alles Psychos wie ich“, sagt sie. Manche hatten die gleichen Probleme, manche ganz andere. Einer war sportsüchtig, weil er Angst hat, dass er sterben muss, wenn er sich nicht fit hält. Ein anderer konnte nicht im Dunkeln schlafen, zwei hielten sich für zu dick, obwohl sie schon fast unterernährt waren.

Sie alle sind auf eine Insel gefahren, um dort noch mal ganz ohne Therapeuten zusammensitzen – und ohne die, die sich nicht vorstellen können, dass es sehr erleichternd sein kann, über seine Macken zu lachen.

Natürlich war es auf Maries Wunsch hin eine Insel, auf die man mit dem Auto kommt. Auf dem Weg dorthin stand Marie im Stau. Kurz dachte sie darüber nach, was wäre, wenn sie jetzt Atemnot bekäme und der Krankenwagen nicht zu ihr durchkommen würde. Aber das dachte sie wirklich nur ganz kurz. Und dann ging es weiter. ←

Einer von Maries Mitpatienten war sportsüchtig, weil er Angst hatte, zu sterben, wenn er sich nicht fit hält



Fallen lassen

„Micro Softie“ klingt nicht wie etwas, dem man sein Leben anvertrauen würde. Aber wer will, darf diesen Kleinstfallschirm sogar mit ins Flugzeug nehmen. Ein Ausstieg auf Reiseflughöhe empfiehlt sich allerdings nicht – bei einer Außentemperatur von rund 55 Grad minus erfriert man fast schneller, als die Reißleine gezogen werden kann.



Hinter Gittern

In manchen Ländern ist die Kriminalitätsrate so hoch, dass sich die Menschen lieber gleich verschanzen - wie hier im argentinischen Buenos Aires. Gerade in Ländern mit großen sozialen Unterschieden gibt es viele „Gated Communities“, in denen sich die Reicheren von den Ärmeren abschotten - und freiwillig ein Leben hinter Gittern führen

Reiß dein Maul bloß nicht so auf

Angst einjagen und selber Angst haben: Hunde können beides ziemlich gut. Ein eingezogener Schwanz zeigt Furcht, das Fletschen der Zähne signalisiert Angriffsbereitschaft. Das Schlimme ist, dass Hunde Angst erschnuppern können - sie besitzen bis zu 250 Millionen Riechzellen. Es nutzt also nichts, so zu tun, als würde man sich nicht vor ihnen fürchten





Was kommt nur alles auf mich zu?

Um mit dem Leistungsdruck am Arbeitsplatz oder im Studium fertigzuwerden, schlucken manche Pillen. Eine Studie des „Hochschul-Information-Systems (HIS)“ kam zu dem Ergebnis, dass fünf Prozent der Studenten regelmäßig zu Medikamenten greifen, um ihre Aufgaben besser bewältigen zu können - darunter Antidepressiva, Aufputzmittel oder auch das Medikament Ritalin. Davon profitiert zum Beispiel die Pharma-Firma Novartis, die mit Ritalin im Jahr 2013 weltweit 594 Millionen Dollar umsetzte und so noch weitere Zuwächse gegenüber dem Vorjahr erzielte. Der Konzern Johnson&Johnson machte mit dem Konkurrenzprodukt Concerta sogar noch mehr Geld.

Das dumme Gefühl, dass es die **ANDEREN** besser hinkriegen

Trotz unseres Wohlstands sind wir voller Ängste. Zum Beispiel davor, im Berufs- und Liebesleben abgehängt zu werden – oder auch im Internet zu wenig Zustimmung zu bekommen.

Der Soziologe Heinz Bude liefert uns noch ein paar weitere spannende Erkenntnisse

Interview von Hans-Hermann Kotte

→ fluter: Ihr Buch heißt „Gesellschaft der Angst“. Ist Deutschland nicht ein relativ sicheres und wohlhabendes Land?

Heinz Bude: Da zeigt sich das Angstparadox. Je sicherer man ist, desto mehr Ängste hat man. Gewinne werden viel schwächer verbucht als Verluste. Daran lehnt sich meine Grundthese an: Wir sind ziemlich wohlhabend und auch reich an Lebenschancen – und haben gerade deshalb Angst davor, vieles falsch zu machen. Das hat zur Folge, dass wir uns nicht mehr dauerhaft auf etwas einlassen, sondern uns ständig Optionen offen halten wollen. Die Menschen hadern damit, Gelegenheiten nicht genutzt zu haben. Sie entwickeln ein Misstrauen gegenüber sich selbst, die quälende Vorstellung, beständig unter ihrem Potenzial zu bleiben. Nicht zu genügen, bei der Arbeit wie in den privaten Beziehungen.

Die berühmte Work-Life-Balance.

Da geht es um Selbstverwirklichung, „Quality Time“ und Lebensgenuss. Doch dummerweise ist da immer jemand, der lässiger ist, Beruf und Familie besser unter einen Hut bekommt und das mit dem Genießen auch noch klasse hinkriegt.

„Es kann doch nicht nur Champions geben“

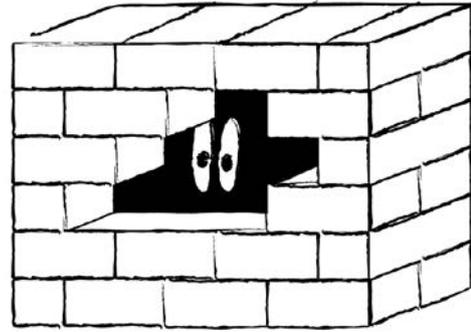
Im Jahr 2013 wurden in Deutschland rund 170.000 Ehen geschieden. Bedeutet diese Freiheit, sich trotz Ehe zu trennen, dass man ständig allein gelassen werden kann?

Wir sehen uns heute in allen sozialen Beziehungen mit einer Drohung der Kündigung konfrontiert. Jede Beziehung kann im Prinzip gekappt werden, wenn es dem Partner oder Gegenüber aus irgendwelchen Gründen nicht mehr gefällt. Allein zu ihren Söhnen und Töchtern gehen Väter und Mütter heute noch unkündbare Beziehungen ein. In der heutigen Musterfamilie sind nicht die Partner einander verbunden, sondern je beide Elternteile mit ihren Kindern.

Wie sieht es in der Berufswelt aus?

Da ist Selbstoptimierung gefragt, Produktivität und die Einstellung auf sich ständig ändernde Kundenwünsche. Es herrscht das Gefühl vor, immer noch ein Extra bieten zu müssen, eine Zusatzkompetenz, um im Rennen um die besten Plätze mithalten zu können.

Es gibt eine Vorstellung, die heute in den Berufsbeziehungen, aber auch in den privaten, den intimen Beziehungen eine starke Rolle spielt: The winner takes it all. Ich bin besonders strahlend, besonders fit, besonders ironisch. Und wenn ich so bin, dann kann ich alles kriegen.



Ist das nicht legitim?

Es kann doch nicht nur Champions geben. Es gerät aus dem Blick, was diejenigen kriegen, die auf den zweiten und dritten Plätzen sind. Gleichzeitig breiten sich Verbitterung und nagende Neidgefühle bei denjenigen aus, die sich eingestehen müssen, auf die zweite Chance angewiesen zu sein.

Bei Ihnen ist die Rede vom „außengeleiteten Charakter“, den der US-Soziologe David Riesman schon 1950 in seinem Buch „The Lonely Crowd“ beschrieb. Dieser „außengeleitete Charakter“ sei auf besondere Weise angstanfällig.

Außengeleitet, das meint, dass wir heute unser Leben nicht mit uns selber ausmachen, sondern mit den anderen. Statt an Traditionen und inneren Werten orientieren wir uns am Verhalten der anderen. Wir sind Virtuosen der Kontaktsensibilität, können uns genau auf die anderen einstellen, weil wir versuchen, an den Erwartungen der anderen unsere eigenen Erwartungen zu bilden.

Und wie kommt da die Angst ins Spiel?

Dieser Orientierungsprozess ist unterlegt von einer diffusen Angst, für seltsam, für merkwürdig gehalten zu werden und am Ende allein dazustehen. Denn wir wissen ja, dass die anderen nicht unbedingt zuverlässig sind.

Soziale Netzwerke und Dating-Plattformen im Internet sind relativ neu. Welche Rolle könnten die spielen bei dieser konformistischen Orientierung der Menschen?

Das Internet ist ja ein enormes Feld für die Einübung von Kontaktsensibilität. Da kann man sich selber verstellen, kann bestimmte Porträts von sich entwerfen und immer wieder testen, wie man damit ankommt bei den anderen. Das hat aber nicht nur Entfremdendes, sondern auch Spielerisches. Es könnte einen bestimmten Sozialcharakter verstärken.

Sie haben jüngst mal gesagt, bei den modernen Deutschen sei die Fähigkeit, sich an anderen zu orientieren, besonders exzellent ausgebildet. Sind wir Anpassungsweltmeister?

Wir verfügen jedenfalls über ein erstklassiges Radarsystem, arbeiten ständig an seiner Einfädelungsfähigkeit. In der Wirtschaft schätzt man so was übrigens durchaus als Soft Competences: soziale Kompetenz, Teamfähigkeit, Flexibilität. Man könnte auch von Geschmeidigkeit sprechen.

Sie schauen auch auf das Land als Ganzes – und sagen, dass Deutschland nicht darauf vorbereitet ist, sich politisch anders als reaktiv zu verhalten. Was meinen Sie damit?

Es ist ja auffällig, dass sich die Bundesrepublik in einer merkwürdigen Schwellensituation befindet: Die Tatsache, dass Deutschland die stärkste Ökonomie Europas ist, bringt hohe politische Erwartungen an uns mit sich. Und es gibt hier so eine Art von Einflussangst. Sind wir der neuen Rolle als Amerikaner Europas, also gleichzeitig beschimpft und bewundert zu werden, gewachsen? Es bereitet uns Unbehagen, dass unsere europäischen Nachbarn deutsche Antworten auf Zukunftsfragen erwarten.

Sie beschreiben Angst als flächendeckende Strömung in den Industriestaaten, quasi als die Grundmelodie moderner Befindlichkeit. Welche Rolle spielen heute eigentlich noch die klassischen Abstiegsängste?

Es gibt Ängste in den verschiedenen sozialen Lagen, hinzu kommt noch eine Art untergründige Systemangst. Die hat mit der Krise der Banken und des Finanzsystems seit 2008 zu tun; die nämlich hat deutlich gemacht: Der Kapitalismus ist ohne Krise nicht zu haben.

Wie sehen die Ängste in der Mitte, oben und unten aus?

In der Mitte merkt man, dass die obere und die untere Hälfte der Gesellschaft auseinanderdriften. Der Hochschulabschluss ist keine Garantie mehr – ein paar falsche Entscheidungen, und man findet sich in der unteren Hälfte wieder. Und es ist in Deutschland ein neues, dauerhaftes Dienstleistungsproletariat entstanden mit Leuten, die Knochenjobs machen. Da ist die Angst noch konkreter, denn sie müssen fürchten, dass ihr Körper irgendwann nicht mehr mitmacht und sie dann vor dem Nichts stehen. Es gibt aber auch die Furcht der reichen Gewinner vor dem Verlust der Kontrolle über die Konkurrenz.



Big Pen

Der „Tactical Pen“ heißt wie ein Kugelschreiber, sieht aus wie ein Kugelschreiber – und ist auch einer. Aber mit dem extrem harten Gehäuse kann man auch Fensterscheiben zerschlagen, einen Gurt zerschneiden und einen Angreifer ausknocken.



ZUR PERSON

Prof. Dr. Heinz Bude, Jahrgang 1954, ist einer der einflussreichsten Soziologen Deutschlands. Seit 2000 hat er an der Universität Kassel einen Lehrstuhl für Makrosoziologie, zudem arbeitet er am Hamburger Institut für Sozialforschung. Seine Schwerpunkte liegen in der Generationen- und Arbeitsmarktforschung. Gerade erschien sein Buch „Gesellschaft der Angst“, in dem Bude die Angst als zentrale gesellschaftliche Kraft beschreibt.

Und was ist die Systemangst?

Wir leben in Systemzusammenhängen, von denen wir wissen, dass sie uns einerseits ein gutes Leben ermöglichen, aber andererseits Verwundbarkeit mit sich bringen, sodass wir an den Rand der Kontrollierbarkeit kommen. Das Thema Datensicherheit im Internet ist so ein Beispiel. Wir sind entsetzt darüber, was Unternehmen und Geheimdienste mit unseren Daten anstellen, doch für unser Verhalten hat das null Konsequenzen.

Wie sollen wir mit den von Ihnen beschriebenen Ängsten umgehen?

Esoterik, Coaching, Fitnesstraining – es gibt einen ganzen Markt der Angebote, mit denen man angeblich angstfrei werden kann. Doch darin sehe ich keinen Weg, denn Angstfreiheit ist letztlich nur um den Preis der vollständigen Resignation zu haben. Natürlich ist es wichtig, sich nicht von Angst treiben zu lassen, denn dann vermeidet man das Unangenehme, verleugnet das Wirkliche und verpasst das Mögliche. Andererseits ermöglicht Angst uns auch, einen hoffnungsvollen Blick auf die Welt zu werfen. Ängste sind eine Bedingung für Veränderung.

Also geht es eher um Angstmanagement statt Angstfreiheit?

Ich sehe zwei Varianten. Es gibt kraftvolle, risikobereite Politiker, die die Angst zum Thema machen und sie offen ansprechen. Und es gibt solche, die nie über Ängste sprechen würden und sie systematisch ausklammern. Doch darin liegt eine Gefahr, denn Angst kann die Menschen abhängig machen von Verführern. Angst kann zur Tyrannei der Mehrheit führen, weil alle mit den Wölfen heulen. Sie ermöglicht das Spiel mit der schweigenden Masse. ←

...die Tote ...
en in Angst! Gi

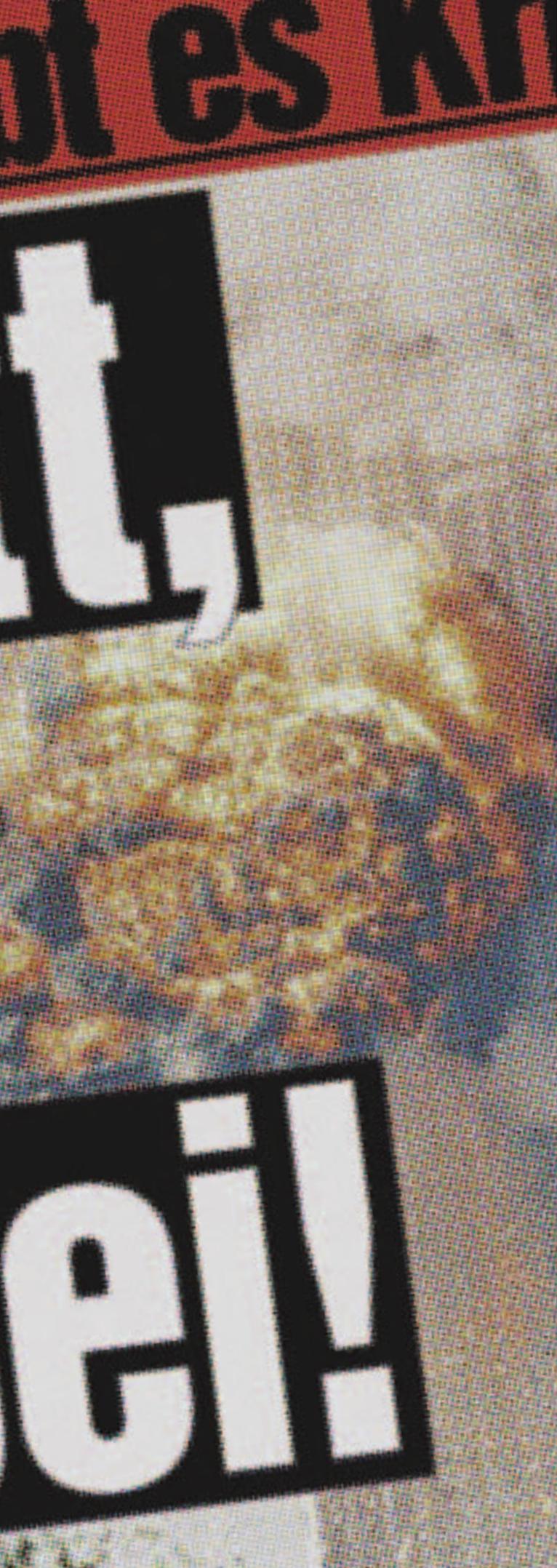
Der Gott

steh

uns b



Inter Nr. 53, Thema: Angst



Jetzt halt mal die Presse

Zeitungen und Fernsehsender
sind ziemlich gut darin,
anderen Angst einzujagen.
Anatomie einer Panikmache

Von Lutz Meier

→ „Ebola-Angst in Berlin“, „Putin – Neue Kriegs-Angst“, „EHEC-Angst in Elbvororten“, „Muss ich vor Google Angst haben?“, „Plötzlich ist die Atom-Angst wieder da“, „Terror-Angst!“, „Abstiegsangst“, „Krebs-Angst“, „Müssen wir Angst vor einer Flut wie '62 haben?“, „Jeder zweite Deutsche hat Angst vor Demenz“, „42 Prozent der Deutschen haben Angst vor Altersarmut“, „Einbruchs-Angst“, „Zecken-Angst“, „Angst vor Bankensturm“, „Angst um Rente“, „Müssen wir wieder Angst vor Russland haben?“. Das alles sind Schlagzeilen, die in den vergangenen 24 Monaten in der „Bild“-Zeitung standen.

Machen Medien Angst, oder berichten sie nur über Ängste, die es gibt? Und kann man das überhaupt voneinander trennen? Fragt man in den Redaktionen nach, ist die Antwort meist ganz einfach: Man müsse die Sorgen der Bevölkerung wegen der steigenden Flüchtlingszahlen ernst nehmen, heißt es zum Beispiel. Man dürfe die Ängste um das Ersparte nicht ignorieren. Man müsse der Unsicherheit, die die Globalisierung auslöst, Rechnung tragen.

Die meisten Berichte über Angst funktionieren nach ein und demselben Schema. In der Regel, wenn Zeitungen oder Sender Angst verbreiten, machen sie es wie die Journalisten der „Bild“-Zeitung, die im vergangenen Frühjahr über eine vermeintliche „Hai-Angst auf Mallorca“ berichteten. Wie gesagt: ein Bericht über die Angst, kein Aufruf, Angst zu bekommen. Er beginnt mit der Unterzeile: „Urlauber in großer Angst: Fünf Meter lang ist der Hai-Kadaver, der mit einem Kran aus dem Hafen von Port d'Andrax (Mallorca) gezogen wird. Ein Bild, das deutsche Urlauber erschauern lässt.“ Zum Beweis zitieren die Journalisten zwei Touristen, einen Rentner, der nicht mehr ins Wasser gehen will, und „Julia Jörg (27), Personal Trainerin aus Bad Homburg, mit Tochter Jasmina (4)“.



Für alle Fälle

„SicherSatt“ ist eine Schweizer Firma, die Notvorräte für Krisenzeiten herstellt. Ganz neu im Programm: die „VorratsSchokolade“ mit 65 Prozent Kakao und „feiner Süsse“, 100 Gramm für 2,25 Euro. Ganze sechs Jahre lang ist sie haltbar. Fragt sich nur, wer sechs Jahre lang Schweizer Schokolade unangetastet lässt.



Fahrrad, bitte kommen

Wem einmal ein neues Fahrrad geklaut wurde, dem fallen plötzlich wieder längst vergessene Schimpfwörter ein. Mit „SpyBike“ lassen sich Zweiräder in rollende Signalgeber umwandeln. An gleich drei Stellen werden GPS-Sensoren installiert. So lässt sich das Fahrrad auch dann noch lokalisieren, wenn es schon halb auseinanderggebaut wurde.

Die Zeugin sagt ihnen: „So ein riesiger Fisch. Da wird mir angst und bange um meine kleine Tochter. Wir gehen nur noch ein paar Meter ins Wasser!“ Die Autoren sind korrekte Journalisten. Sie bleiben bei den Fakten. Sie schreiben auch „Von diesem Riesen-Hai im Hafenbecken ging zwar keine direkte Gefahr aus, denn: Es war ein für Menschen ungefährlicher Schlafhai.“ Aber sie wissen, wie man der Angst Raum lässt. Im Mittelmeer gebe es insgesamt 49 Haiarten, schreiben sie, dann: „Sogar Weiße Haie.“ Wer nicht die geringste Angst vor Haien hat, wird über die Geschichte lachen. In wem aber eine kleine Angst irgendwo verborgen schlummert, den kann das ansprechen.

Ein Expertenzitat ist immer gut, um die Story glaubhaft zu machen. Und ein offenes Ende

So funktionieren die meisten Artikel, Radio- oder Fernsehbeiträge über „Angst um X“, „Sorge vor Y“, „Bangen um Z“: Stimmen von einzelnen sorgenvollen Bürgern. Blick auf den Anlass der Angst. Vielleicht ein womöglich etwas isoliertes Zitat eines Experten oder aus einer Studie, das die Angst plausibel erscheinen lässt. Dann, solange wir uns im halbwegs seriösen Journalismus bewegen, die wissenschaftlich-faktische Relativierung. Und am Schluss eine Szene, ein Sachverhalt, ein Umfrageergebnis oder eine weitere

Stimme aus dem Volk, die weiterhin offen lässt, ob nicht doch Anlass für Angst besteht.

Natürlich müsste man als Journalist die Angst durch die Aufklärung ersetzen. Aber Journalisten leben sehr gut von der Angst. Die Angst ist ja oft erst der Anlass, eine Zeitung zu kaufen oder einen Artikel zu lesen. Man kann sagen: Der Leser will sich auch ein bisschen gruseln.

Dabei kann jeder Bericht über Angst, und sei er noch so seriös, als Verstärker der Angst wirken. Epidemien wie Ebola sind weniger harmlose Beispiele als Haie vor Mallorca: Ebola, das „Virus der Angst“ („Süddeutsche Zeitung“, 2014), die Schweinegrippe und das „Virus der Angst in unseren Köpfen“ („Süddeutsche Zeitung“, 2009), Vogelgrippe, das „Virus der Angst“ („Focus“, 2005), SARS, das „Virus der Angst“ („Süddeutsche Zeitung“, 2003), Maul- und Klauenseuche, das „Virus der Angst“ („Der Spiegel“, 2001), HIV, das „Virus der Angst“ („Focus“, 1993) – manchmal ist die Schlagzeile auch schon bei der Hand, bevor die Angst anschwillt. Und Angst funktioniert ja wirklich wie ein Virus, deshalb lässt sich mit Viren so schön Angst machen. Die Angst aus der Schlagzeile ist schon im Kopf des Lesers angekommen, bevor ihn die Fakten aus der Wissenschaftsredaktion erreichen.

Information ist eigentlich das Gegenteil von Angst. Aber nur von beruhigenden Informationen können oft selbst Qualitätsmedien nicht leben. Dazu kommt, dass Journalisten nicht anders funktionieren als die Menschen, die sie informieren sollen. Auch Journalisten lassen sich manchmal lieber von Angst leiten als von besserem Wissen. Manchmal allerdings brauchen Medien die Angst im allerbesten Sinne: die Angst derjenigen, über die sie berichten, derjenigen, die lieber im Verborgenen handeln. Diese Angst sollen sie ruhig verbreiten. ←

Fear gewinnt

Weltweit spricht man gern von „German Angst“ – aber was soll das überhaupt heißen?

Von Arno Frank

→ Der amerikanischen Schriftstellerin Erica Jong waren die Deutschen nicht geheuer. In ihrem Bestseller „Angst vorm Fliegen“ schrieb sie 1973: „Ich hasste die Deutschen dafür, dass sie immer an ihre verdammten Mägen denken, an ihre Gesundheit – als hätten sie Gesundheit, Hygiene und Hypochondrie erfunden.“ Besonders ekelte sie sich vor dem stillen Örtchen: „Betreten Sie mal in Deutschland eine öffentliche Toilette, und Sie werden eine Anlage vorfinden, wie sie es sonst auf der Welt nicht gibt. Die reizende, für die fallende Scheiße bestimmte kleine Porzellanplatte (damit Sie erstere begutachten können, bevor sie auf Nimmerwiedersehen in den gurgelnden Schlund wirbelt) ist so gut wie trocken, ehe Sie ziehen.“

Jahrzehnte später wunderte sich auch der slowenische Philosoph Slavoj Žižek über die drei unterschiedlichen Toilettentypen in Europa. Die französische Toilette hat eine kleine Fläche vorne und ein wassergefülltes Abflussloch hinten – damit die Exkremamente schon verschwunden sind, bevor wir die Spülung betätigt haben. Beim britischen Modell treiben alle Fäkalien zunächst in einem See von Wasser – sie bleiben sichtbar, für den Fall der Fälle, bieten sich aber nicht zur näheren Betrachtung an. Und dann gibt es noch die Toilette deutschen Typs, bei der es sich genau umgekehrt verhält. Hier ist das Loch vorne und die Ablagefläche hinten, „so dass die Exkremamente vor uns liegen, um beschnuppert und untersucht zu werden auf mögliche Hinweise für eine Krankheit“ (Slavoj Žižek).

Beide Beispiele umkreisen – wie fröhliche Fliegen die Schüssel – ein seltsames Phänomen, das als „German Angst“ in den allgemeinen Sprachgebrauch eingegangen ist. Damit wird im Ausland eine offenbar typisch teutoni-

sche Furcht oder auch Zögerlichkeit bezeichnet – zu der eben auch gehört, die eigenen Fäkalien nicht direkt zu entsorgen, sondern zum begrüßelnswerten Gegenstand sorgenvoller Betrachtungen zu machen. Die Angst hat als Germanismus längst Eingang ins Englische gefunden, wie „Waldsterben“ oder „Weltschmerz“. Alles Begriffe, die nicht eben für ausgelassene Lebensfreude stehen.

Sind solche völkischen Zuschreibungen überhaupt gültig? Sind Schotten überwiegend geizig, Polen diebisch, Iren betrunken, Franzosen paarungsbereit, Finnen trübsinnig und Griechen faul? Eben. Und dennoch neigen wir zur Annahme, an der „German Angst“ könnte etwas dran sein. Zumal es wissenschaftliche Studien gibt, die uns in dieser Ahnung bestärken. Der „Security Index“ des IT-Dienstleisters Unisys beispielsweise misst halbjährlich das subjektive Sicherheitsempfinden der Konsumenten verschiedener Länder. Abgefragt werden mögliche Furchtfelder wie Gesundheit, Beruf, Politik oder Kriminalität. Ein Wert von 300 würde absolute Panik bedeuten, Deutschland liegt mit aktuell 146 Punkten nicht etwa im Mittelfeld, sondern nur knapp hinter anderen extrem furchtsamen Nationen wie Mexiko, Malaysia, Kolumbien oder Frankreich.

Weitere Indizien liefert das Versicherungswesen, weil die Deutschen von



Ich gucke lieber noch mal nach: Weil sich die verzagten Deutschen ihren Kot auf Krankheiten hin beschauen, haben sie den Flachspüler erfunden

der Geburt bis zum Tod einfach alles versichern, was sich nur irgendwie versichern lässt. Darüber hinaus fürchten sich die Deutschen wie kein zweites Volk vor Datenkraken, Geheimdiensten, Seuchen und Naturkatastrophen.

Wenn es so ist, warum ist es so? Wieso sollte die Mutlosigkeit gerade in einer der reichsten Gesellschaften der Erde so hoch sein? Eine Erklärung lieferte die Journalistin Sabine Bode in ihrem Buch „Die deutsche Krankheit“. Demnach sollen „unverarbeitete Kriegserlebnisse“ dafür verantwortlich sein. Eine ganze Generation habe Leid und Schuld

„nicht ausreichend betrauert“ und deshalb Existenzängste an ihre Kinder und Kindeskinde weitergegeben. Diese Ängste seien nur vorübergehend von der sozialen Marktwirtschaft in der Bundesrepublik und der sozialistischen Staatsfürsorge in

der DDR abgedeckt worden.

Flankiert werden solche psychoanalytischen Vermutungen von den neuesten Erkenntnissen der Epigenetik. Studien belegen offenbar, dass traumatische Erfahrungen zu genetischen Veränderungen führen und diese auch vererbt werden können. Dazu wurden unter anderem Augenzeugen von 9/11 und dem Völkermord in Ruanda befragt. Irritierend bleibt aber die Annahme, ausgerechnet die Deutschen müssten vom Zweiten Weltkrieg bis in den Genpool hinein verstört sein. Was wäre denn dann mit den Polen? Und was mit der jüdischen Bevölkerung? Und warum nur der Zweite Weltkrieg? Haben unsere Gene den Dreißigjährigen Krieg vergessen? Triftig sind solche Erklärungen aus dem Reagenzglas also nicht.

Es könnte auch einfach Ideologie am Werk sein. Denn die „German Angst“ kommt nicht allein, es gibt noch ein anderes Klischee über uns, das sich ständig erneuert – mit jedem deutschen Auto, das vom Band läuft, und jedem Spiel, das die DFB-Elf gewinnt. Die Rede ist von der „deutschen“ Gründlichkeit, Ordnungsliebe und Disziplin. Vielleicht sind diese Sekundärtugenden nur die Kehrseite unserer Angst. Der Blick in die Toilette immerhin lehrt uns: Wir zweifeln nicht mehr so viel wie früher – der Flachspüler ist eine Seltenheit geworden. ←

Sind wir nach dem Zweiten Weltkrieg bis in den Genpool hinein verstört?



Komisches Gefühl

Architekt Marc Volmerhaus hatte Großes vor. Heute fürchtet er trotz guter Auftragslage immer wieder um seine Existenz

Von Marlene Halser

→ Manchmal überkommt Marc Volmerhaus die Angst. Dass alles schiefgeht, fürchtet er dann. Vor allem nachts, in seinen Träumen. „Dann bin ich im Krankenhaus“, erzählt er. „Es geht mir nicht gut – und ich finde mich in dem unübersichtlichen Gebäude nicht zurecht, kann mich nicht orientieren, weiß nicht wohin.“ Ein beklemmendes Gefühl. In anderen Nächten kommen die Wände und die Decke immer näher, der Raum wird enger, bedrängt ihn. Schweißgebadet wacht er auf.

Dass Volmerhaus ausgerechnet von Räumen träumt, passt zu seinem Beruf. Der 50-Jährige ist Architekt. Freischaffend. Vor zwölf Jahren hat er sich selbstständig gemacht. Dass seine Ängste eigentlich unbegründet sind, offenbart ein Blick in sein Büro in Berlin-Wilmersdorf: eine weitläufige Industrietage,

hohe Decken, viel Beton. Fünf Menschen gehören zu seinem Team. Drei fest angestellte Architekten beschäftigt er, einen Ingenieur und eine Teamassistentin. „Meine rechte Hand“, wie er sagt.

Auch Aufträge hat Volmerhaus. Vor allem Büroumbauten gehören dazu und auch ein Mehrgenerationenhaus in Spandau. Sein bislang größtes selbstständiges Projekt war die Sanierung eines Bürogebäudes der Agentur für Arbeit in Berlin-Lichtenberg. Wie zum Beweis geht der großgewachsene Mann aus dem Raum und kommt mit einer Tafel zurück. Darauf zu sehen ist ein lang gezogenes Bürogebäude mit bunter Glasfassade. Freundlich sieht das aus. Kein Anblick, den man jeden Tag sieht. Trotzdem wird Volmerhaus das Gefühl nicht los, dass andere in seiner Branche an ihm vorbeigezogen sind.

Dabei lief anfangs alles nach Plan. Volmerhaus ist Architekt in dritter Generation. „Ich war schon als Kleinkind auf der Baustelle“, erinnert er sich. Zum Studium zog er 1985 nach Berlin. „Mir ist das unheimlich leicht gefallen“, erinnert er sich. „Ich war zwar nie ein guter Schüler, aber dann ein guter Student.“

Er hatte seine Diplomarbeit noch nicht abgeschlossen, da bekam er schon das erste Jobangebot von einem Architekturbüro. Nach einem Jahr leitete er das erste Projekt: ein Wohnkomplex mit 80 Wohnungen. Auch seine zweite Stelle war vielversprechend. Nach nur drei Jahren heuerte Volmerhaus bei einem anderen großen Büro an – 200 Mitarbeiter und sechs Standorte weltweit. Kurze Zeit später übernahm er die Projektleitung für den Bau des Presse- und Informationsamtes der Bundesregierung in Berlin. Projektvolumen: 180 Millionen Euro.

Mitte 30 war er da und arbeitete täglich 12 bis 14 Stunden, um das vorgegebene Pensum erfüllen zu können. Seine Beziehung ging darüber in die Brüche. „Ich habe damals alles meiner Karriere geopfert“, sagt er rückblickend. Wäre er noch heute in diesem Büro, er könnte sich wohl mit weiteren Prestigeprojekten schmücken. Denn das Büro plante in den darauffolgenden Jahren auch große internationale Bauten. Doch nach dem Bau des Bundespresseamtes war Schluss.

„Egal wie erfolgreich man ist“, sagt Volmerhaus nachdenklich, „man merkt irgendwann, dass es Kollegen gibt, die noch mehr Fleiß an den Tag legen. Die Luft wird dünn da oben.“ Ein Jahr blieb er noch, nachdem das Projekt abgeschlossen war, dann wechselte der Geschäftsführer im Berliner Büro. Bei der Neuvergabe der erhofften Büroleitstelle ging er leer aus. Das Angebot, nach

„Ich werde Leute entlassen müssen“ ist so ein doofer Gedanke

Köln zu wechseln, schlug er wegen seiner kleinen Tochter aus. „Dann war klar, dass meine Karriere dort zu Ende ist.“

Das war 2002. Ein Krisenjahr auch in der Architekturbranche. Volmerhaus wagte dennoch den Schritt in die Selbstständigkeit. Dass er heute – zwölf



Machen!

Sebastian hatte einen guten Job.
Dann kündigte er, um einen Buchverlag zu
gründen. Ganz schön mutig

Von Oliver Gehrs

Jahre später, wieder verheiratet und mittlerweile Vater von drei Töchtern – bisweilen Albträume hat, liegt auch daran, dass er selbst ein anderer geworden ist.

„Früher, als ich noch für die großen Büros arbeitete, war ich ein viel oberflächlicherer Mensch“, sagt er. Ein Anrennen nach oben sei das gewesen. „Damals habe ich Leute einfach so entlassen“, erinnert er sich. „Heute will ich, dass wir hier alle wie eine Familie zusammenarbeiten.“ Das zeige auch sein Firmenname. „Tectur“ hat er seinen Betrieb getauft und damit anders als viele andere Architekturbüros auf seinen Namen in der Bezeichnung verzichtet.

„Alle, die bei mir arbeiten, sind fest angestellt“, sagt Volmerhaus. Bei großen Büros sei das oft anders. Dort arbeiten freischaffende Architekten in der Regel projektgebunden. Auch sind junge Architekten oft bereit, sich für einen bekannten Büronamen ausbeuten zu lassen. Gibt es keine Aufträge, müssen sie gehen – und kosten nichts weiter.

„Ich übernehme die Verantwortung für meine Leute, auch wenn sich ein Projekt in die Länge zieht und deshalb nichts einbringt oder der Bauherr nicht zahlt.“ Das kann manchmal eine gedankliche Abwärtsspirale in Gang setzen: Ich habe mich mit dem Projekt übernommen, mag der erste Impuls lauten. Was danach folgt, wird immer nur noch schlimmer: Mein Erspartes wird nicht reichen, um den Engpass auszugleichen; ich werde Leute entlassen müssen; meine Kunden merken, dass ich in Schwierigkeiten bin; ich bekomme keine neuen Aufträge mehr. O Gott, ich lande in der Gosse! „Ängste sind ja völlig irrational“, sagt Volmerhaus. Um ihnen vorzubeugen, denkt und handelt er, was das Geschäftliche betrifft, konservativ. Das heißt: An großen Ausschreibungen für öffentliche Gebäude teilzunehmen ist in dieser Lage schwierig. Gleichwohl sind es aber diese Architekturwettbewerbe, die dem Gewinner Ruhm und Ehre versprechen. „Im Grunde müsste ich einen weiteren Architekten beschäftigen, der sich nur um solche Wettbewerbe kümmert“, erklärt er, „denn so was gewinnt man nicht gleich beim ersten Mal. Da muss man schon bei ein paar mitmachen, um in der Liga der ganz Großen mitzuspielen.“ Ein Ziel, das Volmerhaus noch erreichen will – irgendwann. ←

→ Natürlich haben sie ihn gewarnt. Ein Buchverlag? Ausgerechnet jetzt, wo doch zunehmend weniger gelesen würde – und wenn, dann doch eher im Internet. Sprüche eben, die Leute machen, die gern was in den Medien aufschnappen.

Aber Sebastian Guggolz liebt nun mal das gedruckte Wort: In der Oberstufe hatte er Deutsch als Leistungskurs, danach studierte er Literaturwissenschaft, und als er fertig war, begann er ein Praktikum bei einem Buchverlag. Mit 23 hatte er das gute Gefühl, genau das zu tun, was er tun wollte.

Vom Praktikanten stieg er schnell zum Lektor auf, und weil der Verlag so klein war, musste er auch andere Arbeiten erledigen: Marketing, Vertrieb, Druck, Presstexte – alles, was das Verlagsgeschäft so ausmacht. „Das hätte ich in dieser Vielfalt in einem großen Verlag nie haben können“, sagt Sebastian, der sich wohlfühlte in seinem Job und dennoch spürte, dass er manche Sachen anders machen würde als sein Chef.

Nach sechs Jahren kündigte er seinen Job und beantragte beim Arbeitsamt einen Existenzgründerzuschuss. Dann überlegte er, was denn der Guggolz Verlag für ein Verlag sein sollte, und entschied, vergessene Autoren aus Nordosteuropa wiederzuentdecken – aus Finnland zum Beispiel oder aus Weißrussland. Das war auch so ein Punkt, an dem die Menschen, denen er das erzählte, die Hände über dem Kopf zusammenschlugen.

Laut Businessplan brauchte er 50.000 Euro von der Bank, aber 13 von 15 Geldinstituten, denen er sein Konzept schickte, winkten sofort ab. Die Gespräche bei den beiden anderen waren nach 15 Minuten beendet. Doch Sebastian blieb hartnäckig und fand schließlich doch noch eine Bank – zu Hause in seinem Heimatort. Auch von seinen Eltern wurde er bestärkt, obwohl sie selbst kein Geld beisteuern konnten. „Mach das mal, du schaffst das schon“ – so in etwa sah ihre Starthilfe aus, und diese Worte waren für Sebastian genauso wichtig wie das Geld der Bank.

Und dann ging es tatsächlich los: Sebastian mietete ein Büro, ließ zwei Bücher übersetzen, auf die er bei seinen Recherchen gestoßen war (eins aus Finnland, eins aus Weißrussland), kümmerte sich um eine schöne Gestaltung und ließ jeweils 2.000 Exemplare drucken. Dann schickte er eine Verlagsvorschau an die Buchhändler und wartete auf Bestellungen. „Als erst einmal gar nichts passierte, habe ich gedacht: O Gott, was ist, wenn niemand die Bücher will?“ Aber schon als der erste Karton aus der Druckerei eintraf, waren die Bedenken verflogen. Er packte die frisch gedruckten Bücher aus, seine Bücher, die es ohne ihn nie gegeben hätte. „Schon für diesen Moment hatte es sich gelohnt“, sagt Sebastian, „selbst wenn ich kein einziges verkauft hätte.“

Doch dann kamen auch die Bestellungen, und zwar mehr als gedacht. Sebastian hatte Glück, dass Finnland das Partnerland der jüngsten Frankfurter Buchmesse war. Plötzlich war er der Verleger, der den einzigen finnischen Literaturnobelpreisträger im Programm hatte. Das finnische Fernsehen kam vorbei, und in den Zeitungen erschienen Lobeshymnen auf ihn, den mutigen Jungverleger.

Insgesamt hat Sebastian seine Kosten schon fast wieder drin. Um seinen Lebensunterhalt zu bestreiten, korrigiert er aber noch nebenbei Artikel für Zeitschriften. Das macht ihm nichts aus, denn mit den nächsten Büchern könnte er schon in die Gewinnzone kommen. Oder Pleite machen. „Die Möglichkeit des Scheiterns gibt es immer“, sagt er, „aber wenn man kein Risiko eingeht, läuft ja gar nichts.“ ←

Schwarzseher

Warum Angst in politischen Kampagnen eine so große Rolle spielt

Von Sabrina Gaisbauer



→ Man kann sich gar nicht vorstellen, dass Ronald Barnabas Schill, der sich neulich im „Big Brother“-Container auszog, mal der Innensenator von Hamburg war. Damals provozierte er vor allem mit einer konsequenten Angst-Kampagne und brachte das Hamburger Parteiengefüge mächtig durcheinander: Die im Jahr 2000 gegründete und meist als rechts-populistisch eingestufte Partei Rechtsstaatliche Offensive war ganz auf den für seine harte Gangart bekannten „Richter Gnadenlos“ Schill ausgerichtet. Hamburg war voller Plakate mit seinem Gesicht – dazu der Spruch: „Mit Sicherheit Schill“. Die Kernbotschaft: Alles geht vor die Hunde, doch wir bieten euch das, was sich die anderen Parteien nicht trauen: kompromisslose Sicherheit und Kontrolle in der kriminellen Welt da draußen. Hartes Durchgreifen gegen die Gesetzlosigkeit der Straße. Für Menschen, die eingewandert sind, sah das Programm nicht ganz so viel Sicherheit vor, sondern im Zweifel eher Abschiebungen.

Einige der Plakate wurden von Gegnern abgerissen, die ganze Republik diskutierte über die Schill-Partei. Aber offenbar traf Schill einen Nerv bei einem Teil der Wählerschaft. Der 11. September 2001 kam und knapp zwei Wochen später die Wahl der Hamburgischen Bürgerschaft, des Landesparlaments im Stadtstaat. Die „Schill-Partei“ erzielte mehr als 19 Prozent der Stimmen.

Die Partei hielt sich nur bis 2007, doch die Rhetorik ist immer noch aktuell. Auch zur Europawahl im Mai 2014 waren die Straßen voller Plakate, die mit ähnlichen Ängsten und Feindbildern spielten. „Wir sind nicht das Sozialamt der Welt“, titelte etwa die NPD. „Wir sind nicht das Weltsozialamt“ die AfD. Bilder von gezeichneten Euro-Bomben hatten Konjunktur – als Symbole für die Angst vor Kontrollverlust. Und das nicht nur in Deutschland: Ob die britische rechtspopulistische UKIP, auf deren Europawahl-Plakat der Union Jack bedrohlich verbrennt, die Dänische Volkspartei, der Front National

in Frankreich: Die Parteien weit rechts der Mitte haben bei dieser Europawahl mit plakativer Angstmacherei eine Menge Wählerstimmen gesammelt.

„Angst ist eine ganz wesentliche Grund-Emotion, von denen es nicht so viele gibt und auf die wir gut ansprechen. Für jeden von uns macht außerdem Zugehörigkeit einen wesentlichen Bestandteil unserer sozialen Identität aus, und die ist genauso wichtig wie Wasser und Brot“, erklärt Andreas Zick, Sozialpsychologie-Professor an der Uni Bielefeld und Leiter des Instituts für Konflikt- und Gewaltforschung. „Es geht bei Kampagnen nicht darum, dass wir individuell Angst vor Überfremdung oder wirtschaftlichen Krisen empfinden, sondern sie wirken, wenn die Angst meine Gruppe betrifft.“ „Uns geht es an den Kragen“ ist also viel dramatischer, als zu denken: „Mir geht es an den Kragen.“ Das ist zwar auch schlimm, aber die meisten Menschen glauben daran, immer noch einen Ausweg für sich selbst finden zu können.

Um die Angst zu instrumentalisieren, muss sie sich aber auch noch mit einem Gefühl der Ohnmacht verbinden. Schon in den Sechzigerjahren haben die Soziologen Leo Löwenthal und Norbert Gutermann Propagandamaterial untersucht und gefolgert, dass Menschen, die ihre Gruppe bedroht sehen, empfänglich für eine einfache Botschaft werden: Wir zeigen euch einen Ausweg.

Phasen, in denen sich Gruppen bedroht fühlten und auf Angst ansprachen, gab es immer wieder. Nach der Hyperinflation im Jahr 1923, als sich das Geld so schnell entwertete, dass man es lieber im Ofen verheizte, statt es zu sparen, und die Demokratie auch noch nicht so richtig gut funktionierte. In den Fünfziger- und Sechzigerjahren warnte die SPD vor Verarmung, die CDU vor der Sowjetunion. Die Ölkrisen in den Siebzigern, Umweltkrisen in den Achtzigern, der Kalte Krieg, andere Kriege, Gesellschaftswandel oder natürlich die letzte Weltwirtschaftskrise – alles Stoff für furchterregende Appelle der Parteien. Auf Angst setzten die Grünen in den Achtziger Jahren, als es um Waldsterben und Atomkraft ging, etwa mit dem Foto eines toten Sees und dem Spruch „Jeden Tag stirbt ein Stück Natur! Die Industrie macht Kasse“. Oder ein schwarz-weißes Foto mit einer Kriegsszene, von der Linken unterlegt mit „Nie wieder Krieg!“. Rechtsextreme TV-Spots wie das Filmchen der Republikaner im Wahlkampf um das Berliner Abgeordnetenhaus 1989 treiben das Konzept auf die Spitze: Die Kamera fährt durch eine Wohnsiedlung, vorbei an tristen Häusern und türkischstämmigen Kindern. Im Hintergrund des Spots läuft „Spiel mir das Lied vom Tod“.

Unsichere Zeiten, in denen Parteien und andere solche Kampagnen erdenken, sind normal, meint Frank Decker, Politikprofessor an der Uni Bonn und Experte in Sachen Parteienpopulismus. „Früher hat es ein natürliches Aufstiegsversprechen gegeben, die Kinder hatten einen besseren Beruf als ihre Eltern. Heute haben wir eine Verunsicherung bis weit in die mittleren Schichten; Menschen erleiden einen Abstieg oder fürchten sich davor“, sagt er und meint damit vor allem solche umfassenden Entwicklungen wie die Wirtschaftskrise und die Globalisierung. „Es reicht schon, auf diese Unsicherheit hinzuweisen und sie mit Sicherheitsversprechen zu verknüpfen, um eine Angst erfolgreich für Kampagnen zu nutzen.“ ←

Die Sorgen der anderen

Niklas' Eltern haben Angst, dass er die Schule nicht packt. Als er sitzen blieb, schickten sie ihn auf ein Internat und gingen mit ihm zur Psychologin. Jetzt ist seine Versetzung schon wieder gefährdet. Treffen mit einem, der trotz allem sagt: Ich schaff' das schon

Von Heiko Zwirner



MIR IST SO
LANGWEILIG
IN DER SCHULE.

OH GOTT! OH GOTT! OH GOTT!
DU HAST ADHS!

→ Niklas* ist 15 Jahre alt. Er lebt mit seinen Eltern und seinem jüngeren Bruder in einer Altbauwohnung in einer Großstadt. Seit drei Jahren besucht er ein Internat, deshalb kommt er zurzeit nur am Wochenende nach Hause. Wenn man Niklas reden hört, könnte man ihn für einen Musterschüler halten. Doch die Realität sieht anders aus. Die Schule lähmt und langweilt ihn.

Deine Eltern sagen, dass sie ganz verzweifelt sind, weil du große Schwierigkeiten hast, dich den Anforderungen der Schule zu stellen.

Ich komme einfach nicht mit dem System klar, vor allem nicht mit der Notengebung. Besonders schwer tue ich mich mit der mündlichen Mitarbeit. Ich kann aber auch nicht nachvollziehen, warum die mündliche Beteiligung 60 Prozent der Note ausmacht.

Hast du Angst davor, in die Schule zu gehen?

Das würde ich so nicht sagen. Bei mir ist es nur so, dass ich mich erst mit Leuten verstehe, wenn ich sie länger kenne.

Leidest du körperlich unter der Schule?

Nicht direkt, ich bin nur oft müde. Es kommt selten vor, dass ich mich richtig ausgeschlafen fühle. Wenn ich in der Schule sitze, leide ich am meisten darunter, dass die Zeit so langsam vergeht. Der Unterricht kann einem wirklich endlos vorkommen, und die Abläufe gleichen sich Tag für Tag und Woche für Woche. Ein endloser Kreislauf, in dem man nur darauf wartet, dass das nächste Wochenende oder die nächsten Ferien kommen.

In seinem Buch „Wenn Schule krank macht“ schreibt der Pädagoge Kurt Singer, dass die Hälfte aller Schülerinnen und Schüler angibt, zumindest gelegentlich Angst vor der Schule zu haben. Ursachen dafür sind Leistungsanforderungen und Zensuren, aber auch Kränkungen durch Lehrer und Mitschüler. In gravierenden Fällen wird die Schule als bedrohlicher und auswegloser Ort empfunden, dem man ohne Einflussmöglichkeiten ausgeliefert ist. Besonders bei jüngeren Schülern schlägt die Angst häufig in körperliche Symptome wie Kopfschmerzen, Übelkeit oder Schlafstörungen um.

Wann haben deine Schwierigkeiten mit der Schule angefangen?

In der ersten und zweiten Klasse lief es noch gut, da hatten wir auch eine sehr nette Klassenlehrerin. In der dritten Klasse fing es damit an, dass ich die Hausaufgaben oft nicht gemacht habe, und dann ging es allmählich abwärts. Nach dem Wechsel aufs Gymnasium in der siebten Klasse ging es gar nicht mehr. Ich habe kaum noch was für die Schule getan. Oft habe ich mich morgens mit einem Freund getroffen, und wir sind rumgelaufen oder mit der S-Bahn in die Stadtmitte gefahren.

Ist das nicht aufgefallen?

Nein, irgendwie nicht. Das hat mich auch gewundert. Ich habe aber auch nicht monatelang durchgehend geschwänzt, sondern nur immer mal wieder für ein oder zwei Tage. Den Lehrern war das anscheinend egal. Es war eine komische Schule. Nach dem ersten Kennenlernen fiel es mir schwer, mich auf Dauer mit den neuen Mitschülern gut zu verstehen. Alle haben immer so einen auf cool gemacht. Es war zum Beispiel nicht ungewöhnlich, dass jemand demonstrativ weggeschaut hat, wenn man mit ihm geredet hat. Die meisten kamen nicht gerade aus ärmlichen Verhältnissen, und trotzdem hat jeder irgendeinen Scheiß gebaut. Letztes Jahr gab es sogar eine Messerstecherei auf dem Schulhof.

Kam es dir nicht ziemlich sinnlos vor, auf öffentlichen Plätzen herumzuhängen?

Damals vielleicht. Heute wäre ich auf jeden Fall lieber am Alexanderplatz als in der Schule. Ich habe neun Stunden Unterricht am Tag, und dazu kommt dann noch mindestens eine Stunde Hausaufgaben. Ich sehe nicht ein, warum ich das machen soll.

Die Eltern
sind
Akademiker,
da soll er
auch
auf die Uni

Die siebte Klasse musstest du dann wiederholen.

Auf meiner damaligen Schule konnte ich aber nicht bleiben, weil ich das Probejahr nicht bestanden hatte. Deshalb bin ich auf ein Internat gewechselt. Das war das einzige Gymnasium, auf dem ich die Siebte wiederholen konnte.

Warum wolltest du unbedingt weiter aufs Gymnasium gehen?

Meine Mutter hat einen Dokortitel, mein Opa ist Professor, meine Oma war Dolmetscherin und hat ebenfalls einen Dokortitel. Mein Vater ist Architekt. Es war irgendwie selbstverständlich, dass ich ein Gymnasium besuche, gute Noten habe und Abitur mache. Nicht nur für meine Familie, sondern auch für mich.

Kurt Singer zeigt auch, dass Eltern sich bei den Erwartungen an die Leistungen ihrer Kinder vor allem an den eigenen Erfahrungen mit der Schule orientieren. Das Kind soll mindestens das erreichen, was man selbst erreicht hat. Die Kinder neigen wiederum dazu, diese Erwartungen zu verinnerlichen, auch wenn sie gar nicht ausgesprochen werden. Vorhandene Lernschwierigkeiten werden dadurch verstärkt. Wenn es in der Schule nicht läuft, lastet auf den Eltern ein ebenso hoher Druck wie auf den Kindern.

Lief es auf dem Internat besser?

Ja, da hatte ich mir dann auch fest vorgenommen, mehr zu

machen. Am Ende der Siebten hatte ich einen Schnitt von 1,8. Ich bekam Tabletten. Meine Psychologin sagte, dass ich ADHS habe, also dieses Aufmerksamkeitsdefizitsyndrom. Mache ich etwa den Eindruck, als ob ich ADHS hätte? Ich bin weder hibbelig noch hyperaktiv. Ich habe einen Freund, der hat wirklich ADHS, eigentlich ein netter Kerl, aber er dreht völlig auf und wird aggressiv, wenn er seine Tabletten nicht nimmt. Einmal hat er ein Mädchen mit dem Kopf gegen die Heizung gedrückt. So bin ich nicht. Im Gegenteil. Ich merke aber, dass es mir sehr schwer fällt, mich zu konzentrieren. Vielleicht liegt es daran, dass ich immer neue Tabletten und Dosierungen bekommen habe. Auf jeden Fall sind meine Noten nach der Siebten wieder schlechter geworden. Jetzt stehe ich bei 3,5.

Wie kam es dazu, dass du bei einer Psychologin gelandet bist?

Ich hatte nicht nur schlechte Noten, sondern habe mich auch ständig mit meiner Mutter gestritten. Oft bin ich abends länger weggeblieben, als ich durfte. Die Schülerhilfe hat auch nichts gebracht. Die erste Psychologin, bei der ich war, hat viel mit mir geredet, konnte aber nichts Ungewöhnliches feststellen. Die



Ich packe meinen Koffer

Wer im Winter seinen Familienurlaub in South Dakota verbringt, sollte gewappnet sein: Der nächste Schneesturm kommt bestimmt. In solchen Fällen hilft der 13 Kilogramm schwere „Family Road Guardian“-Koffer. Drei Tage lang kann eine Familie damit autark in der Schneewüste überleben. Enthalten sind unter anderem eine Schaufel, Notkocher, Decken, Trinkwasser und ein Kartenspiel.

Frau, zu der wir dann gegangen sind, hat nach der ersten Stunde ein leichtes Zittern in meinem linken Finger registriert und war sich sofort sicher, dass ich ADHS habe. Seitdem habe ich ADHS.

Wie war es für dich, professionelle Hilfe in Anspruch zu nehmen?

Es war schon komisch, zum ersten Mal dort hinzugehen. Ich dachte damals, dass Psychologen nur für Geisteskranke zuständig wären, dabei hatte ich gar nicht das Gefühl, geisteskrank zu sein.

Haben deine Eltern darauf bestanden?

Ich dachte irgendwann auch, dass es vielleicht was bringt und es mir dann leichter fällt, mich zum Lernen zu überwinden.

Er hat Lust, Animationsfilme zu machen. Und nach dem MSA abzugehen

Hat es was gebracht?

Nein. Ich weiß nicht, was Psychologen lernen, aber es gab keinerlei Erfolge. Ich bekam erst das Medikament Ritalin, aber davon wurde mir schnell heiß, und es ging mir auch sonst nicht gut. Dann habe ich vier andere Präparate in verschiedenen Dosierungen genommen. Ich kam mir vor wie ein Versuchskaninchen und saß nur noch allein rum. Inzwischen nehme ich keine Tabletten mehr. Alle paar Monate gehe ich noch zu der Psychologin, aber ich verstehe mich überhaupt nicht mit ihr. Meine Mutter will jetzt, dass ich woanders hingehe. Sie kommt auch nicht klar damit, dass ich am Wochenende so viel Zeit vor dem Computer verbringe.

Therapeutische Gespräche können dazu beitragen, dass Jugendliche ihre schulischen Probleme wahrnehmen und anerkennen. Voraussetzung dafür ist allerdings ein offenes und vertrauensvolles Verhältnis zum Therapeuten. Niklas' Eltern haben sich die Entscheidung, eine Psychologin aufzusuchen, nicht leicht gemacht. „Niklas sucht keinerlei Herausforderung“, sagt sein Vater. „Ihm fehlt etwas, woran er sich messen kann.“

Kannst du die Sorgen deiner Eltern nachvollziehen?

Ja, klar. Ich habe mir auch immer wieder vorgenommen, mehr für die Schule zu tun. Aber es kommt immer der Punkt, an dem ich nicht mehr denke: Ich mach das jetzt, sondern: Ich lasse es einfach. Inzwischen haben meine Eltern es aufgegeben, mich zum Lernen zu bewegen. Sie haben eingesehen, dass es nichts bringt.

Und wie, denkst du, geht's weiter?

Ich werde nicht noch eine Klasse wiederholen. Wenn ich die Neunte nicht schaffe, gehe ich auf eine Sekundarschule und mache nach der Zehnten eine Ausbildung. Ich mache 3-D-Animationen fürs Internet. Etwas in dieser Richtung würde ich gerne beruflich machen, darauf kann ich mich stundenlang konzentrieren. Wenn mir etwas Spaß macht, merke ich gar nicht mehr, wie die Zeit vergeht. Bei Dingen, die mich nicht interessieren, funktioniert das nicht. Ich muss mich immer wieder aufs Neue überwinden, und das bekomme ich einfach nicht hin. Warum sollte ich mich quälen, um dann doch wieder eine schlechte Note zu bekommen? ← *Name von der Redaktion geändert

Wer hätte keinen Schiss,
wenn ihm Neonazis mit
Knüppeln auflauern?

Konstantin hat das
jahrelang erlebt – bis aus
seiner Angst Wut wurde
und er anfang, sich
zu wehren

Dokumentiert von Felix Dachsel

→ Ich komme aus einer Kleinstadt im Erzgebirge, da hat man nur wenige Möglichkeiten: Du bist apolitisch, ziehst deine Ausbildung durch, haust ab oder versauerst hier. Oder du wirst Naziproll, schlägst dich auf der Kirmes rum und hängst am Bahnhof ab. Oder du bist eben links.

Es gab natürlich immer Grenzgänger, die mal das eine, dann das andere waren. Es gab hier sogar mal einen Schwarzen, der erst bei den Punks war, dann bei den Hooligans und dann bei den Nazis. Er lief mit einem T-Shirt rum, auf dem stand: I hate my colour.

Am Anfang hing ich auch mit Nazis ab. Da haben wir beim Kiffen manchmal rechte Musik gehört oder antisemitische Lieder gesungen. Aber dann kam der Punkrock. Linke Musik. Die Toten Hosen, Ton Steine Scherben. Mit 15 war ich das erste Mal in Dresden, um gegen Nazis zu demonstrieren.

Wir hatten einen eigenen Raum zum Rumhängen, einen Probenraum mit Bar. Dort trafen sich antifaschistische Skinheads, Punks, Hippies, Skater. Alle, die genug hatten vom Mief um uns herum. In einer Nacht fuhren ein paar Nazis vor. Wir waren zu zwölf, mein Adrenalinpegel stieg. Die Nazis warfen ein paar Flaschen und gingen wieder. Sie wollten nur drohen. Uns zeigen, dass sie wissen, wo wir sind.

Aus meiner Angst wurde irgendwann Wut und der Drang, mich zu wehren. Weil du siehst, dass du nichts machen kannst, außer zurückzuschlagen. Natürlich werden die Hände feucht. Du spürst, wie heftig dein Herz schlägt.

Das klingt jetzt so, als ob ich mich immer geprügelt hätte. Das ist falsch. Meistens bin ich geflohen, in neun von zehn Fällen. Meine Beine waren meine treuesten Begleiter. Wie oft ich angegriffen wurde, kann ich nicht zählen. Es waren sicher zehn, fünfzehn Attacken dabei, die ich als heftig in Erinnerung habe. Meistens war es ja so, dass eine Horde Nazis besser trainiert war als ein Haufen wilder Punks. Einmal lauerten ein paar Nazis einem Punk im Zug auf. Sie trieben ihn in den Wald, fesselten ihn an einen Baum und pissten ihn an.

Es waren aber nicht immer körperliche Übergriffe. Manchmal reichte es schon, wenn ich am Bahnhof ausstieg. Da saßen dann wieder die fünf trinkenden Faschos, die sagten: „Diesmal holen wir dich auf dem Rückweg.“ Das war Psychoterror, der mir meine Hilflosigkeit vor Augen führte.

Als ich 16 war, gab es in unserer Stadt ein selbst organisiertes Konzert. Nach dem Konzert traten die Nazis auf unsere Autos ein und blockierten sie. Ich schrie die Nazis an. Als die auf mich loswollten, bin ich gerannt. Dann flog eine Flasche, sie traf mich im Gesicht, mein Auge schwoll zu. Im Krankenhaus befragte mich die Polizei. Es war einer der wenigen Fälle, der zu einer Verurteilung führte. Der Typ war ein Dorfproll, er gehörte nicht zum harten Kern. Deshalb konnten wir gegen ihn vorgehen. Bis heute überweist er mir Schmerzensgeld.

Natürlich hatte ich oft Angst. Ich bekomme jetzt noch eine Gänsehaut, wenn ich an die Zeit denke.

Mit 17 war ich so weit, dass ich mir das nicht mehr gefallen lassen wollte. Wenn du nur auf die Fresse kriegst, dann haust du irgendwann zurück. Aus Angst wird Offensive. Zum Beispiel, als bei einem Punkrock-Konzert plötzlich Nazis aufmarschierten, bis an die Zähne bewaffnet: Baseballschläger, Stangen, Ketten, zähnefletschend, Schaum vorm Maul. Wir

trieben alle Zuschauer, 200 mindestens, in einen Raum, der nur über eine Treppe zu erreichen war, und verbarrikierten die Treppe. Als die Nazis da waren und die Tür eintraten, warfen wir mit allem, was wir fanden. Uns gelang es, den Raum zu verteidigen. An diesen Tag denke ich bis heute.

Die Polizei zu rufen war keine Option. Die nächsten Einsatzhundertschaften sitzen in Chemnitz. Bis ins Gebirge brauchen die eine halbe Stunde. Wenn du am Telefon sagst, dass du von Neonazis attackiert wirst, dauert es eine ganze Weile. Eine Anzeige ist auch keine Option. Spätestens der Anwalt, den die sich besorgen, bekommt unsere Adressen raus und gibt sie weiter.

In meiner Stadt hat die Gewalt mittlerweile etwas abgenommen, aber viel hat sich aus meiner Sicht nicht geändert. Vorletztes Jahr hat jemand versucht, einen Döner-Laden anzuzünden. Und neulich wurden über eine Strecke von 20 Kilometern Hakenkreuze gesprüht.

Kürzlich habe ich im Zug beobachtet, wie ein Nazi ein Metaller-Pärchen angemacht hat. Der Nazi war dermaßen aggressiv, der war wahrscheinlich auf Crystal Meth. Er ging dem Mann an die Gurgel und würgte ihn. Seine Freundin holte Hilfe. Ein Polizist, der zufällig im Abteil war, ging dazwischen. Als der junge Mann, der attackiert wurde, weinte, habe ich ihn getröstet. Ich schaute den Nazi an und sagte: „Ich werde derjenige sein, der gegen dich aussagt.“ Als ich aus dem Zug stieg, hob er seinen Arm zum Hitlergruß.

Mehr Angst als um mich habe ich, wenn ich sehe, wie sich Rechte und Menschen aus der bürgerlichen Mitte verbünden. Wenn ich davon lese, wie gegen Asylbewerber demonstriert wird. Da ist für mich nicht mehr der einzelne Nazi das Problem, sondern Teile der Gesellschaft. Dagegen kann man sich mit Pfefferspray nicht wehren. ←

„Diesmal holen wir dich auf dem Rückweg“



Ich bin drin

Knapp 50.000 Dollar kostet das Einstiegsmodell der Privatbunker von „Atlas Survival Shelters“. Wenn draußen der Atomkrieg tobt, kann man in der ab sechs Meter langen Röhre immer noch gemütlich DVD schauen. „Apocalypse Now“ zum Beispiel.

Du bist erst drei Monate alt und hast schon Angst, kein Fläschchen zu bekommen. Setze eine Runde aus.

Du schreist aus vollem Hals, wann du die Puppe willst - selbst wenn deine Eltern schlafen. Rücke drei Punkte nach vorn.

Mit zwei Jahren bastelst du einen Origami-Schmetterling, um die fiese Klabaretlerin gnädig zu stimmen. Zwei Felder zurück!

Du siehst, wie jemand in der U-Bahn angepöbelt wird und unternimmst etwas. Zieh neun Felder vor.

Du wirst in eine Welt hineingeboren, in der viele Ängste existieren. Nur du hast noch keine! Nutze deine Chance

Abschnitt 1.5! Dennoch machst du erst mal eine Weltreise, um dich selbst zu finden. Noch mal würfeln.

Du bist eher musisch begabt, aber deine Eltern wollen, dass du Jura studierst. Du fügst dich und setzt einmal aus.

Du landest in Goa, probierst psychedelische Drogen aus und bleibst auf dem Trip hängen. Zweimal aussetzen

Du trittst gegen den Kindergärtner im Freeright an und besiegst ihn. Zwei Felder vor.

Du forderst vor der ganzen Klasse eine Aussprache, weil jemand fiese Kommentare über dich postet. Noch mal würfeln.

Freunde von dir gehen zu einem Böhse-Onkelz-Konzert. Du findest das furchtbar, gehst aber dennoch mit. Zehn Felder zurück!

Du hast bessere Ideen als dein Chef und gründest ein Start-up. Deine App "Couragemate" wird der Renner. Vier Felder vor.

36 Jahre alt. Die Wirtschaft kriselt, du hast Angst, deinen Job zu verlieren, machst unbezahlte Überstunden und Komplimente an

Schon am Tag der Einschulung wurdst du gehänselt. Du lässt seitdem alle von dir abschreiben, um Freunde zu finden. Eine Runde aussetzen

Du hilfst deinen afghanischen Nachbarn bei Artergängen und knibbelst abends Neonazi auf Kleber von den Laternen. Noch mal würfeln.

Terror hier, Terror da. Irgendwie hast du Angst vor Leuten, die nicht wie du aussehen und fängst an, alle Bücher von Thilo Sarrazin zu lesen. Zweimal aussetzen

Laut Medien ist die neue Pandemie da: die Afteingrippe. Du gehst nicht raus und bestellst nur noch Pizza per Internet. Vier Felder zurück!

START!

deine Chem. Sie teuert dich trotzdem. Zehn Felder zurück



Deine Privatsphäre ist dir heilig. Du kündigst bei Facebook und kaurist nicht mehr bei Amazon. Noch mal würfeln.



Du hast Angst, nicht dazu zu gehören, wenn du nicht auf Facebook bist. Ständig postest du Selfies, die aber nur du für komisch hältst. Zweimal aussetzen.



Du hast zu viel Bild"-Zeitung gelesen und denkst, dass es immer mehr Verbrechen gibt. Bleib lieber noch eine Runde in deinem sicheren Ohrensessel sitzen.



Du hast die Schnauze voll von Gruppenreisen in den Harz und machst noch mal einen Backpackertrip nach Kolumbien.



Du informierst dich im Internet in Epidemiologen-Foren. Die Affengrippe ist wohl doch nicht so schlimm. Vier Felder vor.



Kreuzwörterlöser ist dir auf Dauer zu langweilig. Nach deiner Pensionierung beginnst du noch mal ein BWL-Studium.



Du hast Angst, dass alle nur an dein Erbe wollen, und brichst den Kontakt zur Familie ab. Vier Felder zurück

Es bleibt nicht mehr viel Zeit. Du versteckst dich zu Hause auf der Couch und hoffst, dass dich der Tod nicht bemerkt, wenn du dich so wenig wie möglich bewegst. Zehn Felder zurück.



Besser spät als nie, denkst du dir – und machst, was du schon immer machen wolltest: einen Fallschirmsprung aus 4.000 Metern. Noch mal würfeln.



Der Fallschirm geht nicht auf. Zurück auf Los.



Du hast es geschafft! Nach einem weitgehend angstfreien Leben bist du älter geworden als der Durchschnitt. Glückwunsch!

Game of fear

Keine Sorge! Bei unserem Würfelspiel gewinnen nur die Furchtlosen

Keine Bange

Menschen empfinden Angst, damit sie Gefahren richtig einschätzen können. Wie aber lebt es sich, wenn man niemals Angst verspürt? Über die biologischen Grundlagen eines Gefühls

Von Jan Ludwig

→ Was hatten die Ärzte nicht alles versucht. Sie hatten ihr Schlangen in die Hand gegeben, sie hatten ihr Horrorfilme gezeigt. Vergeblich: Nie zeigte die Patientin, die unter der Abkürzung S. M. bekannt ist, Furcht. Denn S. M. leidet unter einer extrem seltenen Krankheit: Sie empfindet niemals Angst.

Keine Angst zu haben: Das klingt verlockend. Nach einem wahr gewordenen Kindertraum, in dem man die höchsten Bäume erklimmen, die widrigsten Mutproben bestehen kann. Man stelle sich vor: keine Panik vor Klausuren, kein Geschrei, wenn eine Spinne über das Kopfkissen krabbelt. Und auch nicht davor, den Hausschlüssel zu verlieren.

In Wahrheit ist ein Leben ohne Angst fürchterlich. Denn Angst schützt uns davor, über eine Autobahn zu laufen, sie hält uns davon ab, mit Feuer zu spielen, ein Wildschwein zu streicheln oder unser ganzes Geld in Spielcasinos zu tragen. Das alles ist für uns so selbstverständlich, dass wir unser Verhalten kaum noch mit Furcht in Verbindung bringen. Wir nennen es Vorsicht – und meinen doch erlernte Angst.

Doch oft versteht man Mechanismen erst, wenn sie nicht mehr funktionieren. Schließlich gucken wir meist auch erst dann unter eine Motorhaube, wenn das Auto nicht mehr fährt. Gerade deshalb kann uns die Patientin S. M. so viel lehren. Und weil dieser Fall, dass ein Mensch keine Angst empfinden kann, so unglaublich selten ist, ist S. M. für die Forscher enorm viel wert. Sie gilt, wenn man so will, als ein Star unter Neurowissenschaftlern.

Als man S. M.s Gehirn zum ersten Mal scannte, war sie Anfang 20. Schon damals fiel den Ärzten auf, dass sich in einem kleinen, aber wichtigen Teil ihres Gehirns Kalk abgelagert hatte: in der Amygdala. Evolutionär gesehen gehört sie zu den ältesten Teilen des Gehirns. Die Amygdala ist ein Organ aus Nervenzellen mit zwei Hälften, aufgeteilt in kleine Stücke in der Form einer Mandel – daher auch der Name, denn Amygdala heißt auf Deutsch „Mandel“. Zieht man eine Linie zwischen Ohr und Schläfe, liegen die Amygdala-Hälften genau dazwischen.

Man kann sie sich – vereinfacht gesagt – wie eine große Karteikartensammlung vorstellen: Sobald ein Reiz von außen ankommt, wühlt die Amygdala im Archiv. Ist ein solcher Reiz schon mal vorgekommen? Und was ist danach passiert? Ein Mensch, der von einem Hund gebissen wird, verknüpft die Erinnerung „Hund gestreichelt“ mit Schmerz. Die Amygdala setzt dann ihren Stempel auf die Erinnerung. Und weil ein Lebewesen Schmerz vermeiden will, wird der gebissene Mensch vorerst nur angsterfüllt Hunde streicheln können.

In solchen Fällen sendet die Amygdala Botenstoffe – die sogenannten Neurotransmitter – an wichtige Nerven und das Stammhirn, den ältesten Teil des Gehirns. Von dort wird vor allem über Hormone die körperliche Reaktion ausgelöst: Die Augen werden aufgerissen, um besser sehen zu können. Die Atmung wird schneller, um mehr Sauerstoff ins Blut zu bringen. Und die Verdauung wird verlangsamt, um Ressourcen zu sparen. Kurz: Der Körper richtet sich darauf ein, sich zu verteidigen oder auch zu fliehen. Aber nicht sofort – Angst lässt uns zunächst erstarren, weil Raubtiere auf Bewegung reagieren.

S. M. hat diese Schutzmechanismen nicht. Ein Besuch in der Zoohandlung, den die Forscher mit ihr unternahmen, war also nicht ganz ungefährlich. Fünfzehn Mal musste ihr der Verkäufer den Wunsch abschlagen, auch die großen, gefähr-

Ihr spinnt doch wohl: Arachnophobie, die Angst vor Spinnen, ist vermutlich die am häufigsten vorkommende Tierphobie in Deutschland und Europa. Warum das so ist, ist nicht geklärt. Manche nehmen an, dass diese Angst tief in der Entwicklungsgeschichte der Menschen verankert ist und uns als Urinstinkt vor gefährlichen Tieren schützen soll. Arachnophobie könnte aber genauso gut nur angelerntes Verhalten sein, weil man ängstliche Reaktionen auf Spinnen schon von Kindesbeinen an bei anderen Menschen miterlebt



licheren Schlangen anzufassen. Die Forscher mussten sie auch davon abhalten, in das Terrarium mit der Tarantel zu greifen.

Neurobiologisch gesehen ist nämlich nicht Mut das Gegenstück zur Angst, sondern Neugier. S. M. verhält sich in diesem Sinne wie ein Kleinkind. Zeigt man einem Säugling Bilder von bedrohlich wirkenden und von niedlichen Tieren, will es nach allem greifen. Angst empfindet es vor allem bei lauten Geräuschen.

Erst im Laufe der Jahre erfahren Kinder, dass etwa Kakteen zu berühren keine gute Idee ist. Dabei muss ein Kind nicht selbst Kakteen anfassen – es genügt, wenn es das schmerzverzerrte Gesicht eines anderen sieht. Das Gleiche gilt für Erwachsene: Wer im Krimi ein furchtverzerrtes Gesicht sieht, ängstigt sich mit. So kann sich die Furcht eines Einzelnen auf Millionen von Menschen übertragen, ohne dass wir selbst in Gefahr wären.

Ängste sind also erlernbar. Und so, wie man sie erlernen kann, kann man sie oft auch wieder abtrainieren. In dieser Hinsicht ist Neugier der Muskel und Angst der Muskelkater.

Allerdings ist die Fähigkeit, Furcht vor Raubkatzen oder Spinnen zu entwickeln, größer, als Angst vor einem Stuhl zu haben. Zwei Millionen Jahre menschliche Evolution haben uns so beeinflusst, dass wir biologisch einfacher zwischen echten und scheinbaren Gefahren unterscheiden können.

S. M. hat keine unnützen Ängste. Sie hat aber auch keine nützlichen. Als sie 30 Jahre alt war, spazierte sie eines Abends an einem Park vorbei. Die Sonne war längst untergegangen, der Park dunkel und menschenleer. Nur ein zugehörnter Mann lümmelte sich auf einer Bank. Der Junkie rief zu ihr rüber, und S. M. ging tatsächlich zu ihm. Als sie nahe genug war, stand der Mann auf, riss sie an ihrem T-Shirt auf die Bank, hielt ihr ein Messer an den Hals und drohte ihr, sie „aufzuschlitzen“. S. M. blieb ruhig und sagte: „Wenn du mich töten willst, musst du erst an meinen Schutzengeln vorbei.“ Der Mann, offenbar verdattert, ließ von ihr ab. S. M. rannte aber nicht nach Hause: Sie ging.

Ein geistig gesunder Mensch, der so einen Überfall erlebt hat, hätte danach gewiss Angst vorm Dunkeln, zumindest für die nächsten Wochen. Wer so etwas erlebt, würde auf jeden Fall den Park meiden, vielleicht auch Drogenabhängige. Selbst der Anblick einer Bank könnte eine Panikattacke auslösen. Nicht so bei S. M. Sie ging am nächsten Tag wieder am selben Park vorbei, als wäre nichts gewesen. Sie erinnert sich zwar sehr gut an den Vorfall, aber ihr Gehirn verknüpft die Erinnerung nicht mit Angst.

Gibt es also nichts auf der Welt, vor dem sie sich fürchtet? Im Jahr 2012 begannen Forscher einen erneuten Versuch, S. M., mittlerweile Mitte 40, zu ängstigen. Ihr und einer Kontrollgruppe setzte man Atemmasken auf und ließ sie 35-prozentiges Kohlendioxid einatmen. Die Verbindung ist geruchlos – und doch reagierte S. M. Und wie. Kaum strömten die Gase, griff sie panisch nach der Maske und rief um Hilfe. 30 Sekunden lang blieb ihr Körper starr, fest hielt sie den Arm des Forschers umklammert, die Augen weit aufgerissen. Nie, sagte sie später, habe sie eine solche Panik verspürt. Von den Gesunden aber reagierte nur jeder vierte so panisch. Wie kann das sein?

Kohlendioxid ist schwerer als Luft. Ein Mensch, der in einen tiefen Brunnen fällt, verbraucht so lange Sauerstoff und gibt CO₂ wieder ab, bis ihn keine Atemluft mehr umgibt und er erstickt. Jedes Lebewesen, das Sauerstoff zum Leben braucht, hat deshalb Angst vor CO₂. Menschen können gefährliche Tiger zähmen, ihre Atmung aber kaum. Offenbar ist diese Furcht so grundlegend und entwicklungsgeschichtlich so alt, dass auch Menschen mit kranker Amygdala reagieren. Vermutlich ist das Organ für diese Art von Angst gar nicht zuständig. Die Amygdala scheint eher eine Art Mischpult zu sein, das Angst vor äußeren Gefahren hervorrufen und Panik bei inneren herunterregeln kann.

Aber ließ sich der Effekt tatsächlich wiederholen? Noch einmal wurde der Versuch angesetzt, noch einmal wurden die Atemmasken vorbereitet. Den gesunden Probanden klopfte schon das Herz, als sie die Ärzte sahen, Schweiß bildete sich auf ihrer Haut, drei von ihnen hatten zuvor ja eine Panikattacke bekommen. Nur S. M. saß seelenruhig da. Wovor sollte sie auch Angst haben? ←

Angst schützt uns davor, ein Wildschwein zu streicheln



So ein Terror

Weil in Kenia islamistische Milizen immer wieder Anschläge verüben, wird die somalisch stämmige Minderheit massiv schikaniert. Eine Gruppe junger Kreativer kämpft in Nairobi gegen die Vorurteile

Von Anja Bengelstorff



In Nairobi kommt es in den Stadtteilen,
in denen vor allem Menschen mit somalischen Wurzeln wohnen,
oft zu willkürlichen Verhaftungen

→ Qaali Ladan ist ein Superstar. Zumindest für die etwa 300 Jugendlichen in dem stickigen, fensterlosen Saal im Keller eines Hotels im Nairobi Stadtteil Eastleigh. Mit ziemlicher Sicherheit gehören sie zu den Zehntausenden, die Qaalis Videos auf Youtube angeklickt haben: Zierlich, hübsch und ein kleines bisschen kokett singt die 19-Jährige in ihrer Heimatsprache Somali über Liebe und Beziehungen. Ihr goldblaues Kleid glitzert, das Make-up ist perfekt.

Qaali Ladan ist als Kind mit ihrer Familie aus Somalia nach Kenia gekommen, als in ihrer Heimat ein Bürgerkrieg tobte, der Hunderttausende über die Grenze trieb. Sie lebte im Flüchtlingslager und spricht kaum Englisch, eine der beiden Landessprachen in Kenia. Das alles hat sie mit den meisten im Publikum gemein. Was sie von vielen unterscheidet: Sie nutzt ihr Talent. Sie wird damit Geld verdienen. Sie hat einen Weg gefunden in eine bessere Zukunft.

Entdeckt wurde Qaali Ladan von „Eastleighwood“ oder „E-Wood“, einer Initiative, deren Name an die Filmindustrie in Hollywood und nicht zuletzt an Nollywood, das boomende Filmimperium Nigerias, erinnern soll. Mit Filmen, Dokumentationen und Musik will die Organisation, deren Mitglieder Jugendliche mit hauptsächlich somalischen Wurzeln und damit auch Muslime sind, gegen das Misstrauen vorgehen, das der somalischen Minderheit in Kenia seit der Unabhängigkeit 1963 entgegenschlägt – und das sich vor drei Jahren noch einmal verschärfte. Damals marschierte die kenianische Armee ins benachbarte Somalia ein, um dort gegen die islamistische Al-Shabaab-Miliz zu kämpfen. Deren Mitglieder rächen sich bis heute mit Attentaten in Kenia. Ihren Höhepunkt erreichte die Terrorwelle im September 2013, als islamistische Extremisten aus Somalia das Einkaufszentrum Westgate in Nairobi stürmten und nach Tagen der Geiselnahme und mehreren Befreiungsversuchen etwa 70 Tote zu beklagen waren. Seitdem muss jeder, der für einen Somali gehalten wird – die Männer, wenn sie groß, schlank und etwas hellhäutiger sind, die Frauen im somalischen Hidschab, einer Kombination aus Kopftuch und Schal –, damit rechnen, als potenzieller Terrorist zu gelten. Als Maryan Khalif, 24, Marketingfrau bei E-Wood, kürzlich in einen Kleinbus stieg, um zur Arbeit zu fahren, stiegen alle anderen Fahrgäste aus. Maryan trägt keinen Hidschab, bedeckt aber ihren Kopf mit einem Tuch, was sie als Muslima kenntlich macht. „Wo ich als Selbstmordattentäterin den Sprengstoff hätte verstecken sollen, ist mir ein Rätsel“, sagt sie.

Eastleigh ist ein trubeliger Stadtteil im Osten Nairobis, den viele Kenianer nur ungern betreten. Er gilt als Geschäftszentrum der somalischen Diaspora, in dem von Kamelfleisch bis zur Kalaschnikow alles zu haben ist. Nach jedem Regenschauer stehen die ungeteerten Straßen voller Schlaglöcher unter Wasser, der Wind bläst weggeworfene Plastiktüten vor sich her. Die fliegenden Händler versuchen, dem Abfall auszuweichen, und drängen sich auf den Gehsteigen vor Einkaufszentren, die Namen wie „Mogadishu Mall“ oder „Garissa Lodge“ tragen. Willkürliche Polizeikontrollen sind hier keine Seltenheit. Im April verhaftete die Polizei im Verlauf einer Razzia, bei der nach Terroristen gesucht wurde, schätzungsweise 4.000 Menschen, die meisten ethnische Somalis aus Eastleigh, darunter auch Frauen und Kinder. Weitere 2.000 Flüchtlinge wurden in die Flüchtlingslager im Norden Kenias gebracht, obwohl ein Gericht dies zuvor für rechtswidrig erklärt hatte. 359 wurden sofort nach Somalia abgeschoben.

Das Selbstbewusstsein zu stärken und die Angst vor Ausgrenzung zu nehmen, das ist das Ziel von E-Wood. „Jeder soll die Chance haben, etwas aus seinen Talenten zu machen“, betont Burhan Iman, 25, der Gründer und Motor der Initiative, die finanzielle Unterstützung von der US-amerikanischen Behörde für Entwicklungszusammenarbeit USAID bekommt. Die Grafiker, Fotografen oder Videotechniker, die den Jugendliche Kurse geben, arbeiten unentgeltlich. „Es wird keiner kommen und uns Jobs präsentieren“, sagt Burhan im mit roter Plastikfolie verkleideten Tonstudio. „Wir müssen irgendwo anfangen.“ Anfangen, gegen die Angst der Kenianer zu kämp-



Film ab: Selber einen Film zu drehen ist für viele der Mitwirkenden bei Eastleighwood das Ziel

„Wir gehören zu dieser Gesellschaft, ob es ihr passt oder nicht“

SOMALIS IN KENIA

Die somalische Minderheit in Kenia besteht zum einen aus somalischen Flüchtlingen, die nach dem Sturz des somalischen Diktators Siad Barre Anfang der 1990er aus dem Land vertrieben wurden. Die meisten davon leben im Flüchtlingslager Dadaab im Norden Kenias, dem größten der Welt, andere aber sind in die urbanen Zentren gezogen. Eine ganze Generation Somalis ist in kenianischen Flüchtlingslagern geboren und zur Schule gegangen. Zum anderen besteht die somalische Minderheit in Kenia aus ethnischen Somalis mit kenianischer Staatsbürgerschaft, also denen aus dem Nordosten Kenias (der an Somalia grenzt), die durch die willkürliche Grenzziehung zwischen Somalia und Kenia eher durch Zufall Kenianer geworden sind.

fen, die von der politischen Führung instrumentalisiert wird, um Teile der Gesellschaft zu diskriminieren und zu kriminalisieren. „Je mehr ich diskriminiert werde, umso entschlossener werde ich, etwas dagegen zu tun. Deswegen arbeite ich bei E-Wood“, sagt Maryan Khalif. Ohne Ausbildung und Chancen würden junge Leute in Eastleigh nur herumhängen und anfällig für Drogen und Kriminalität werden. „Wir gehören zu dieser Gesellschaft, ob es ihr passt oder nicht.“

Einmal im Monat veranstaltet Eastleighwood im Grand Royal Hotel das sogenannte Friedensforum, bei dem junge Künstler wie Qaali Ladan auftreten. „Diese jungen Leute haben Talent“, sagt Hussein Ali Noor, 28, ebenfalls Flüchtling aus Somalia, und zeigt auf zwei Rapper auf der Bühne. „E-Wood kann sie für ein bisschen Geld fördern, und dann kriegen sie vielleicht einen Job. Hier zu sein ist doch besser, als draußen auf der Straße kriminell zu werden.“ Zwischen den Auftritten der Musiker spricht E-Wood-Aktivist Burhan Iman zum Publikum und preist das friedliche Zusammenleben als Weg zu Bildung und Erfolg. „Al-Shabaab ist kein Teil von uns“, sagt er. „Ihr müsst euch dagegen wehren, dass euer Name als terroristisch missbraucht wird.“

Hussein hat acht Jahre lang die Grundschule im Flüchtlingslager besucht, für das gebührenpflichtige Abitur hatte er kein Geld. Jetzt verkauft er als einer der vielen fliegenden Händler gebrauchte Kleidung und schickt jeden Monat seinen Eltern und elf Geschwistern Geld ins Flüchtlingslager. Mit einem weiteren Teil seines Verdienstes muss Hussein die Polizei bestechen, damit sie ihn in Ruhe lässt; sie gilt als die korrupteste Behörde des Landes. „Aber solange du Geld hast, lassen sie dich gehen“, sagt er.

Hat Hussein Angst? „Glücklich bin ich nicht“, sagt er trocken. „Wenn es Anschläge gibt, kann ich nichts verkaufen und kein Geld an die Familie schicken.“ Dann dreht er sich wieder zur Bühne um. „Alles, was ich will, ist Ruhe und etwas zu essen.“ ←



„Ein Scheißhaufen auf der Straße“

Hier erzählt der obdachlose Gino, 31,
von seinen ganzen Sorgen



→ Als meine Zwillingsschwester und ich geboren wurden, hatten meine Eltern schon ziemlich viele Kinder. Wir waren einfach nicht mehr geplant, und das hat man uns merken lassen - vor allem mein Vater. Der hat mich so heftig geschlagen, dass ich sogar Knochenbrüche hatte. Aus Angst vor ihm bin ich aus dem Fenster gesprungen, danach kam ich in Pflegefamilien und Heimen unter. Aber es kam niemand mit mir klar, weil ich hyperaktiv bin. Mit 18 landete ich schließlich auf der Straße. Als ich zum ersten Mal mehrere Nächte auf dem Alexanderplatz geschlafen habe, dachte ich: Schön ist es hier - und sicher, weil ja überall Kameras sind. Aber dann wurde ich überfallen und mein ganzes Hab und Gut geklaut. Meine zwei Hunde haben sie auch abgestochen. Jetzt habe ich wieder eine Dogge und vor Kurzem einen fünf Wochen alten Welpen gefunden: Samy, ein Labradormischling. Der ist jetzt immer bei mir, wir schlafen zusammen - ich, der Welpen und meine große Dogge. Direkt unter der Brücke 7 am Hauptbahnhof.

Man kann nur versuchen, den Winter durchzuhalten. Letztes Jahr bin ich fast erfroren und mit einer schweren Lungenentzündung ins

Krankenhaus gekommen. Fünf Leute sind schon vor meinen Augen erfroren. Der eine saß nicht mal drei Meter von mir entfernt. Ich hab ihm noch meine Decken gegeben, weil er so blass aussah, aber er hat es nicht mehr geschafft. Hätte ich meine Hunde nicht, wär' ich auch schon unter der Erde, aber die geben eine unheimliche Wärme ab - und Liebe, das spürt man richtig.

Auf der Straße wird dir alles genommen, auch deine Würde. Du hast keine richtige Existenz und dennoch Angst darum. Du musst ein Ziel haben - zum Beispiel ein Kind, das du wiedersehen willst, oder eine Wohnung. Ich will für meine Tiere da sein. Menschen sind für mich auch Tiere, aber böse. Das, was die an den Tag legen, macht mir Angst. Gewalt pur ist das nachts und abends hier. Auch untereinander greift man sich auf der Straße an. Wenn einer zum Beispiel dem anderen den Platz klaut und alkoholisiert ist, dann kann es schon mal sein, dass er dich einfach niedersticht. Du bist nur ein Scheißhaufen auf der Straße. Ich hab nicht das Gefühl, dass ich den Teufelskreis durchbrechen kann.

Ich hab mein Selbst verloren, ich hab alles verloren. Wenn ich nicht irgendwann wieder Unterstützung bekomme, in drei, vier Jahren, hoffe ich, dass Gott mich zu sich holt oder dass mich jemand auf der Straße erschießt. Angst vor dem Tod hab ich gar nicht, umso schneller, desto besser, sag ich immer. Leute, die auf der Straße leben, haben keine Angst vor dem Tod. Wenn die Welt dich nicht mehr will, dann ist das leider so. ←

Dokumentiert von Natascha Roshani

Hallo, ich bin Arne. Ich bin freundlich. Sprich mich an

Unser Autor traut sich nicht, eine Frau anzusprechen. Oder besser: Er hat Angst, wie ein Idiot dazustehen. Oder anders: Er will niemanden mit dummen Sprüchen nerven. Wie dem auch sei: Hier beschreibt er, wie er auszog, das Fürchten zu verlernen

Von Arne Semsrott

Mein Problem

→ Ich hab es nicht immer so mit Frauen. Dabei kann ich mich eigentlich gut mit ihnen unterhalten. Wenn ein Gespräch erst mal läuft, kann ich auch ganz witzig sein, finde ich. Aber dahin zu kommen, fällt mir schwer. Ich weiß gar nicht, wie viele tolle Gelegenheiten ich schon verpasst habe, nette Frauen kennenzulernen. Auf Partys, wo ich angelächelt wurde und bis auf ein schüchternes Gegenlächeln meinen Mund nicht aufbekommen habe. In der U-Bahn, wo ich mich nicht getraut habe, die Frau gegenüber anzusprechen, obwohl sie mein Lieblingsbuch las. Und natürlich dauernd in der Uni, weil mir kein origineller Gesprächsanfang eingefallen ist.

Mein Problem: Wenn ich jemanden ansprechen will, dann tue ich das nicht, sondern spiele es erst in meinen Gedanken durch. Und habe dann direkt tausend Gründe parat, warum ich abgelehnt werden könnte. Und abgelehnt werden will ich nicht.

Andererseits will ich auch keine Angst vor Ablehnung haben. Also nehme ich mir vor, meine Angst abzulegen. Dafür habe ich ein prominentes Vorbild: den amerikanischen Psychologen Albert Ellis. Der war als Jugendlicher extrem schüchtern und setzte alles dar-

Das fanden ja dann doch
viele sehr mutig
und süß: der Autor mit selbst
gebasteltem Schild
auf Suche nach einem Date



an, sein Verhalten zu ändern. Als er 19 war, in den 1930er Jahren in New York, zwang er sich dazu, trotz seiner Angst im Park um die Ecke Frauen anzusprechen. „Wenn ich dabei sterbe, sterbe ich eben“, sagte er. Von 130 Frauen, denen er sich innerhalb eines Monats auf den Parkbänken näherte, liefen 30 gleich weg. Mit den verbleibenden 100 plauderte er über alles, was ihm in den Sinn kam, vor allem über Vögel und Blumen. Parkzeug eben. Das führte aber zu nichts: 99 der 100 lehnten sein Angebot für ein Date ab. Und Nummer 100 erschien nicht zum vereinbarten Treffen.

Auch wenn Ellis' Quote nicht überragend war, war er erfolgreich: Denn er lernte bei seinem Vorgehen, dass er beim Ansprechen von Frauen nicht stirbt. Oder wie er es selbst ausdrückte: „Nichts ist furchtbar oder schrecklich, es nervt einfach nur.“ Als Psychologin entwickelte Ellis dann später eine Verhaltenstherapie aus seinen Erfahrungen.

Ich will es Ellis also nachmachen und kündige im Freundeskreis an, in den Park zu gehen. „Das ist doch Unsinn“, sagt mein Freund Nuri. „Du musst etwas machen, was du gerne machst. Dann findest du jemanden, der die gleichen Interessen hat wie du.“ Ich könne zum Beispiel Beachvolleyball spielen. „Außerdem macht ihr dann beide Sport, das Adrenalin pumpt in euren Körpern. Und sie findet dich gleich attraktiver.“ „Aber ich gehe gern in Parks“, sage ich.

Letztlich überzeugen mich meine Freunde aber, dass das eine schlechte Idee ist. „Wer spricht heute noch Frauen auf Parkbänken an?“, fragt mein Freund Lars. „Das machen doch nur gruselige Typen.“ Ich muss mir also was anderes überlegen. Wie spricht man Frauen heutzutage denn an?

Tinder

Ich schaue mir auf Youtube an, wie es die Profis machen. Männer, die in kurzen Clips zeigen, wie sie, ohne zu zögern, die hei-

ßesten Frauen auf der Straße ansprechen und mit ein paar coolen Sprüchen innerhalb von einer Minute reihenweise Telefonnummern einsammeln. Pick-up-Artists nennen die sich. Ich bin von deren Kunst auch direkt eingeschüchtert und hoffe, dass diese unsympathischen Typen im echten Leben Frauen netter behandeln. So überheblich wie die will ich nicht sein.

Lars ist ein großer Fan der Pick-up-Artists. Er meint, ich solle auf eine Frau in einer Bar zugehen und sie fragen, ob sie ungefähr das Gewicht von Eisbären wisse. Sie würde das vermutlich nicht wissen, und ich solle dann antworten: „Genug, um das Eis zu brechen. Hallo, ich bin Arne.“

Ich bin von seinem Vorschlag nicht so begeistert. Denn sollte eine Frau auf so einen Spruch positiv reagieren, würde ich mich nicht weiter mit ihr unterhalten wollen. Ich will Frauen ansprechen, ich will mich nicht wie ein Idiot aufführen.

Muss also das Internet helfen. Ich lade mir Tinder herunter, eine Dating-App für Smartphones, die gerade en vogue ist. Sie erkennt meinen Aufenthaltsort und zeigt mir dann Profilbilder von Frauen in meiner Umgebung an, die grundsätzlich Interesse haben, sich mit Männern zu treffen. Wenn ich Lust habe, Kontakt mit einer von ihnen aufzunehmen, ziehe ich ihr Foto nach rechts. Wenn ich nicht will, nach links. Kurz hintereinander bekomme ich allerlei Frauen aus meiner Umgebung präsentiert: Seda, 25, ja; Franziska, 19, nein; Julia, 22, nein; Sara, 27, ja. Und so weiter.

Das Raffinierte an Tinder: dass ich massenweise von Frauen abgelehnt werde, bekomme ich gar nicht mit. Denn nur wenn ich jemanden kennenlernen möchte und die Person mich auch, benachrichtigt mich die App. Die Absagen sind unsichtbar.

Zunächst überlege ich noch, wem ich zu- und wem absage, klicke auf die Profilbilder und suche nach weiteren Infos. Bald aber klicke ich Frauen nur noch wahllos nach links oder rechts und versuche, die Frauenliste aus meiner Umgebung erschöpfend abzuarbeiten. Eine halbe Stunde bleibt mein Handy

still, obwohl ich Dutzenden Frauen ein Herzchen gesendet habe. Als sich dann schließlich doch etwas tut und Melanie, 28, Interesse an mir zeigt, habe ich schon längst die Lust verloren. Im Kaufhaus der Bekanntschaften verliert die einzelne für mich schnell an Wert. Ich antwortete Melanie nicht und lege frustriert mein Smartphone weg.

Ich fürchte, dass ich meine Angst vor Ablehnung nur dann verlieren kann, wenn ich meine eigenen vier Wände verlasse. Vielleicht ist es ja nötig, abgelehnt zu werden, um sich dann über Zusagen freuen zu können.

Ansprechen

Freitagabend, ich bin mit Freunden in einem hippen Club in Berlin-Mitte. Mir fallen sehr viele Ausreden ein, warum ich gerade in diesem Moment keine Frau ansprechen sollte. An der Bar sitzt eine Frau alleine mit einem Drink. Ach, ich kenne schon genug Menschen, sag ich mir. Ich muss mir doch nichts beweisen, denke ich. Aber dann gebe ich mir einen Ruck: Nicht die Angst ist das Problem, sondern die Angst vor der Angst! Ich habe mir für den Abend einen Trick aus der Verhaltenstherapie geborgt. Mein Ziel ist es nicht, die Telefonnummern von Frauen zu erhalten, sondern Absagen. Wenn sie zusagen, gut, wenn sie mir einen Korb geben, umso besser – Ziel erreicht!

Also gehe ich entschlossen die sechs Schritte zur Bar, stelle mich neben die allein dort sitzende Frau, strecke meinen Arm zur Begrüßung aus und sage: „Hallo, ich bin Arne. Willst du dich zu uns setzen?“ „Nein“, sagt sie. Sie warte auf jemanden. Dabei lächelt sie zwar, aber mehr bekomme ich nicht mehr von ihr mit. Schnell verabschiede ich mich und fliehe zurück an den Tisch zu meinen Freunden. Gleich komme ich ins Grübeln: Hätte ich fragen sollen, auf wen sie wartet? War ich zu direkt? Die Fragen spüle ich mit einem Bier hinunter. So schlimm war die Absage eigentlich nicht, aber meinen Elan hat sie mir doch genommen. Ich hab eigentlich gar keine Lust, Körbe einzusammeln, merke ich. Den Rest des

Hätte ich fragen sollen, auf wen sie wartet? War ich zu direkt?

Abends spreche ich niemanden mehr an.

Am nächsten Tag schöpfe ich neuen Mut. Auf dem Weg zur Uni nehme ich mir vor, die dritte Frau, die mir entgegenkommt, anzusprechen. Die erste kommt vorbei, die zweite kommt, die dritte ... lasse ich lieber vorbeiziehen. Die sah nicht so freundlich aus, finde ich. Also noch mal: Die erste kommt vorbei, die zweite, die dritte ... Ich versuche, Augenkontakt aufzubauen, und lächle, aber sie bemerkt mich nicht und geht vorbei. Bei der nächsten Frau klappt es aber. Ich lächle sie an, sage „Entschuldigung“ und improvisiere dann: „Ich mache gerade ein Experiment. Würdest du mir deine Handynummer geben, wenn ich dich danach fragen würde?“ „Nee“, sagt sie. „Ich kenne dich doch gar nicht.“ Da hat sie recht, finde ich und gehe weiter. Gut, dass ich sie nicht nach ihrer Handynummer gefragt habe.

Ich hab keine Lust mehr, Frauen anzusprechen. Ich bin mir auch nicht sicher, ob ihnen das unangenehm ist. Schließlich werden viele Frauen dauernd in der U-Bahn, im Fahrstuhl, auf der Straße blöd angemacht. Und ich will keine Frau ansprechen, nur weil sie mich angelächelt hat. Dass ich meine Angst loswerden will, rechtfertigt nicht, dass sich andere unwohl fühlen. Ich brauche eine neue Taktik.

Das Schild

Die ideale Welt für mich: Wenn jede Person mit anderen so sprechen würde, als ob sich alle kennen würden. Ohne Unterschiede zwischen Bekannten und Fremden, unkompliziert, freundlich. Und Ablehnungen sind dann auch nicht mehr so schlimm. Ich ändere also mein Vorgehen: Mein Ziel, Frauen anzusprechen, um eine Zusage oder Ablehnung zu bekommen, ist falsch. Mein Ziel ist es, einfach mit Menschen ins Gespräch zu kommen, des Gesprächs wegen. Gleichzeitig will ich aber niemanden mehr ansprechen. Deswegen bastele ich mir ein Schild, das ich mir umhänge. Darauf steht groß auf Deutsch und Englisch: „Hallo, ich bin Arne. Ich bin freundlich. Sprich mich an!“ Samstagnachmittag, ich stelle mich auf eine

belebte Straße in Berlin-Kreuzberg, schaue jede Person aufmerksam an, die mir über den Weg läuft, und hoffe, dass ich angesprochen werde.

Das passiert öfter, als ich gedacht hätte. Allerdings sind es vor allem Touristen, die mich nach dem Weg fragen. Ein Engländer fängt ein Gespräch über Fußball mit mir an, ein Pärchen aus Köln erzählt mir von seinen Erlebnissen in Berliner Techno-Clubs. Und dann ist da noch Mateja. Mateja ist für ein Seminar in Berlin. Sie fragt mich, warum ich das Schild trage, und ich erzähle ihr von meinem Experiment. Mateja fängt an zu lachen. „Das finde ich gut“, sagt sie. Sie sei Psychologin und habe während ihres Studiums einige Techniken gelernt, mit denen man Menschen ansprechen könne. „Kennst du Albert Ellis?“, will sie wissen. „Der ist mein großes Vorbild“, antworte ich und lächle zurück. Und dann frage ich sie: „Wollen wir einen Kaffee trinken gehen?“ ←



Doggystyle

Waffen zur Selbstverteidigung haben oft einen Nachteil: Wenn sie der Angreifer in die Finger bekommt, sind sie eher schädlich. Da ist es manchmal besser, Aufmerksamkeit zu erregen. Der Schlüsselanhänger „Schutzhund Rocky“ sieht zwar possierlich aus, erzeugt aber einen Ton, der etwa so laut ist wie ein Martinshorn.

Im Zweifel für den Zweifel

Bundesdruckerei 2004 Art.-Nr. 163 413

Aussetzung der Abschiebung (Duldung)
Kein Aufenthaltstitel! Der Inhaber ist ausreisepflichtig!

T 00000000

Aussetzung der Abschiebung (Duldung)
Kein Aufenthaltstitel! Der Inhaber ist ausreisepflichtig!

Inter Nr. 53, Thema: Angst

Rund 100.000 Menschen leben in Deutschland, die nur geduldet sind und fürchten müssen, abgeschoben zu werden. Über das Überleben im Ungewissen

Von Michael Brake

→ Von ihrer Abschiebung hat Raksmay immer wieder geträumt. Zurück nach Kambodscha, wo sie aufgewachsen ist und wo sie BWL studiert hat. Zurück nach Kambodscha, wo ihr Vater getötet wurde, weil er ein Oppositioneller war, und wo sich Raksmay nicht mehr sicher fühlte. Deshalb kam sie vor fünf Jahren mit ihrer Mutter und ihrem jüngeren Bruder nach Deutschland.

Adam wurde in seinen Träumen noch nicht abgeschoben, sondern war gleich wieder in seiner Heimat Dagestan, die der 24-Jährige vor vier Jahren verließ. Direkt neben Tschetschenien gelegen, ist die russische Kaukasusrepublik immer wieder Schauplatz von Anschlägen militanter Islamisten. Die staatlichen Sicherheitskräfte gehen dagegen vor, aber dabei machen sie laut Adam keinen großen Unterschied zwischen Dschihadisten und nicht extremistischen Muslimen, um die Prämien aus Moskau für erfolgreiche Antiterroraktionen zu kassieren. So durchsuchen sie auch schon mal Wohnungen, um Munition oder Drogen zu finden, die sie dort selbst deponiert haben. Oder sie lassen Menschen verschwinden. Es kann schon reichen, wenn ein Familienmitglied ins Visier der falschen Leute gerät, um in Dagestan nicht mehr sicher leben zu können.

Die Angst vor Verfolgung und Repression hat Adam und Raksmay nach Deutschland gebracht, wo beide sogenannte Geduldete sind oder „vollziehbar ausreisepflichtige Ausländer“, wie das im Amtsdeutsch heißt. Die Asylanträge von Adam und Raksmay wurden abgelehnt, weil sie nicht nachweisen konnten, dass eine individuelle Verfolgung aufgrund ihrer politischen Überzeugung, Religion, Sprache oder Her-

kunft droht. Eine allgemein unsichere Lage im Land reicht für die Anerkennung nicht aus. Die Situation der Geduldeten regelt wiederum das „Gesetz über den Aufenthalt, die Erwerbstätigkeit und die Integration von Ausländern im Bundesgebiet“, und darin finden sich Begriffe wie „Aufenthaltsgewährung“, „Zurückschiebung“ und „Ermessensausweisung“. Mutmachend klingt das nicht.

Geduldete haben keinen „Aufenthaltstitel“ in Deutschland. Sie sollen eigentlich abgeschoben werden, aber aus „tatsächlichen oder rechtlichen Gründen“ geht es nicht. Etwa weil sie selbst oder Familienangehörige schwer erkrankt sind, weil Ausreisedokumente fehlen oder manchmal sogar, weil es gerade keine direkte Flugverbindung ins Herkunftsland gibt. In Staaten, in denen aufgrund der Situation vor Ort eine Gefahr für das Leben besteht, etwa wegen eines Krieges, wird ebenfalls nicht abgeschoben. Die Auswahl dieser Staaten kann sich, um es noch ein wenig komplizierter zu machen, von Bundesland zu Bundesland unterscheiden.

Familien mit minderjährigen Kindern sollen nicht zerrissen werden, wobei man schon ab dem 17. Lebensjahr als „asylmündig“ gilt. Das führt dazu, dass Kinder aus manchen Flüchtlingsfamilien nach ihrem 16. Geburtstag in ein Land abgeschoben werden, in dem sie mitunter nur wenige Jahre ihres Lebens verbracht haben, und manchmal nicht mal das: Denn selbst Kinder, die hier geboren wurden, sind nicht automatisch Deutsche, wenn ihre Eltern zum Zeitpunkt der Geburt nur geduldet waren. Vielfach wird keine Geburtsurkunde beantragt, denn dazu müssten die Eltern dem Standesamt ihren Personalausweis, einen Reisepass oder ein anderes anerkanntes Passersatzpapier vorlegen. Das können oder wollen sie oftmals aber nicht.

94.508 Menschen lebten Ende 2013 als Geduldete in Deutschland, mehr als ein Drittel von ihnen befindet sich schon seit mehr als fünf Jahren in diesem Zustand, über 10.000 sogar schon mehr als 15 Jahre. Über die Hälfte der Geduldeten sind jünger als 29 Jahre. Sie hängen in einer Zwischenwelt fest, leben von einer Duldung zur nächsten, oft hält die Sicherheit nur drei oder sechs Monate, dann wird die Durchführung einer Abschiebung wieder überprüft. „Das hat mich sehr passiv ge-

„Man kann nichts machen, außer rumzusitzen. Es fühlt sich an, als sei das Leben schon vorbei“

macht“, beschreibt Adam seine Situation. Auch Raksmay haben die dauernden Gedanken an eine Abschiebung in den ersten Jahren, die sie in Deutschland verbracht hat, zugesetzt: „Ich konnte nicht schlafen, hatte immer Kopfschmerzen, genau wie meine Mutter und mein Bruder. Man kann fast nichts machen, außer zu Hause rumzusitzen. Es fühlte sich an, als sei mein Leben schon vorbei.“

Aktuell hat Raksmay das seltene Glück, für volle 18 Monate geduldet zu sein, weil sie ihren Mittleren Schulabschluss (MSA) nachholt. Dabei hat die 27-Jährige sogar schon einen Bachelorabschluss, allerdings wird der hier nicht anerkannt.

Für Adam geht es derzeit darum, eine Ausbildungsstelle als Physiotherapeut zu finden. Einen Studienplatz oder eine

Prozent der Deutschen haben Angst vor „Spannungen durch Ausländer“, 58 Prozent vor steigenden Lebenshaltungskosten, 33 Prozent vor Arbeitslosigkeit

28.661

So viele Menschen aus Syrien, die dem dortigen Krieg entkommen sind, haben im Zeitraum Januar bis Oktober 2014 in Deutschland einen Asylantrag gestellt

Arbeitserlaubnis zu bekommen war bisher für ihn fast unmöglich. „Ich fühle mich so eingeschränkt wie im Knast“, sagt Adam. Das Internet hilft ihm bei der Alltagsbewältigung, hier informiert er sich über die Lage in seiner Heimat und hält auf Facebook und in russischen sozialen Netzwerken Kontakt zu Freunden von früher, die zum Teil in Dagestan leben, zum Teil aber auch in anderen deutschen Städten, in Frankreich oder Italien. Berlin verlassen dürfen Adam und Raksmy bislang nur mit einer Ausnahmegenehmigung. Residenzpflicht nennt sich das – die aber in Zukunft gelockert werden soll, so dass zum Beispiel Familienangehörige, die in einem anderen Landkreis wohnen, frei besucht werden können.

Freundschaften zu Deutschen haben Adam und Raksmy bisher kaum geschlossen. Das liegt ein wenig daran, dass sie beide recht schüchtern sind. Aber auch, weil sie sich dafür schämen, dass sie Geduldete sind und von Leistungen nach dem Asylbewerberleistungsgesetz (AsylbLG) leben, die das verfassungsrechtlich garantierte Existenzminimum abdecken sollen. „Man fühlt sich wie ein Loser, als sei man nicht so intelligent“, sagt Adam. „Die meisten Leute wollen darüber auch nichts hören. Die kennen das nicht und verstehen überhaupt nicht, was mein Problem ist.“

Dass ein Bleiberecht für Menschen wie Raksmy und Adam so schwer zu bekommen ist, hat auch wieder mit Angst zu tun. Der Angst des Staates, ausgenutzt zu werden, der Angst, dass auf einmal viel mehr Leute nach Deutschland kommen und hier bleiben wollen, auch wenn sie in ihrer Heimat gar nicht verfolgt werden, einfach weil es so leicht geht. Und aus Angst erwächst schnell Misstrauen, also wird den Menschen, bei denen man sich nicht ganz sicher ist, das Leben lieber ein wenig unkomfortabler gestaltet. Im Zweifel für den Zweifel.

Immerhin wurde Anfang 2005 eine Instanz geschaffen, die mit dem Zweifel umgehen soll: die Härtefallkommissionen. Jedes Bundesland hat so eine, sie sind ein Zugeständnis an die Tatsache, dass selbst die ausgefeiltesten Gesetzestexte eben nicht immer für jeden Einzelfall das Erreichen, was sie sollen. Die Kommissionen bestehen meist aus sieben bis zehn Mitgliedern, darunter sind in der Regel Vertreter der Innenbehörde, der

Ausländerbehörde, von Kirchen, Landeswohlfahrtsverbänden und Flüchtlingsinitiativen. Sie prüfen die Anträge und geben eine Empfehlung ab. Erheblich straffällig gewordene Menschen haben zum Beispiel keine Chance, wobei das laut einer Flüchtlingsinitiative mitunter schon beim mehrmaligen Fahren ohne Fahrkarte, also einem „Erschleichen von Leistungen“, vorkommen kann. Die Entscheidung liegt aber letztlich bei den jeweiligen Innenministerien. In der Vergangenheit hat die Innenministerkonferenz immer mal wieder Geduldeten unter bestimmten Bedingungen – etwa weil sie zu einem Stichtag ausreichend lange in Deutschland lebten und sich um einen Arbeitsplatz bemühten oder eine Beschäftigung nachweisen konnten – ohne Einzelfallprüfung ein verlängertes Bleiberecht gewährt. Flüchtlingsverbände, aber auch mehrere Parteien wollen noch weiter gehen: Sie fordern eine stichtagsunabhängige Regelung, die den zermürbenden Kettenzulassungen ein Ende setzt.

Das Bundeskabinett hat kürzlich eine Reform des Bleiberechts auf den Weg gebracht, die geduldeten Menschen, die gut integriert sind, stichtagsunabhängig die Chance auf einen Aufenthaltstitel bietet. Andererseits soll es aber noch einfacher werden, etwa straffällig gewordene Menschen mit unsicherem Aufenthaltsstatus auszuweisen. Flüchtlingsorganisationen und Opposition kritisieren die Pläne scharf. Nun soll sich der Bundestag mit dem Gesetzesentwurf befassen.

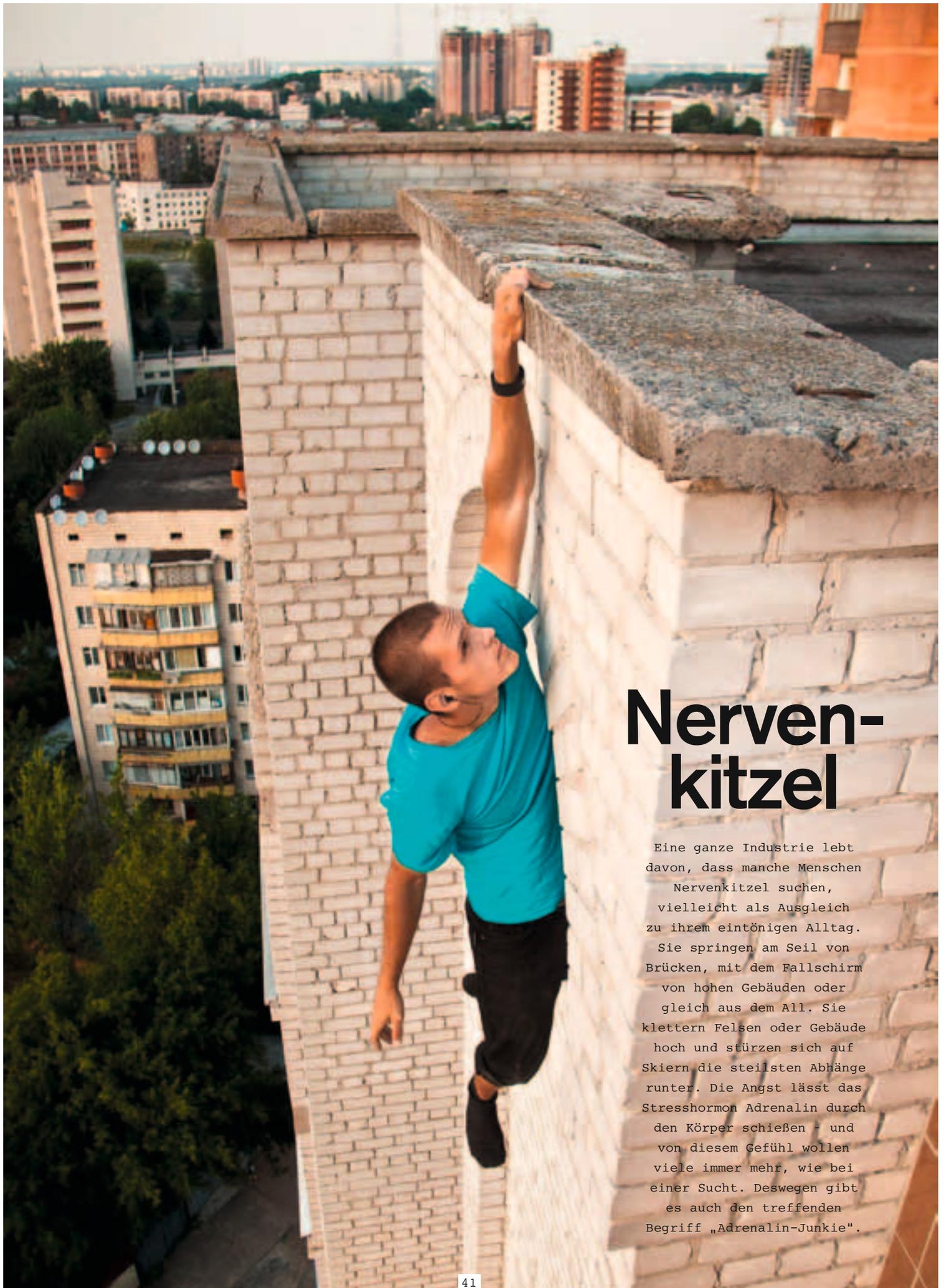
Adam und Raksmy stehen beide auf der Liste der Berliner Härtefallkommission. Bis ihr Fall geprüft wird – einen festen Termin dafür gibt es nicht –, können sie sicher in Deutschland bleiben. Und dann?

Die kurzfristige Hoffnung von Raksmy und Adam ist: ein sicheres Leben in Deutschland führen zu können, eine Perspektive zu haben, und sei es erst mal für einige Jahre. Denn die beiden wollen gar nicht für immer in Deutschland bleiben. Sie hoffen darauf, dass sie sich irgendwann in ihren Ländern wieder sicherer fühlen können. Dann wollen sie zurück. ←



Zum Schießen

Verspiegelte Scheiben kennt man aus dem Fernsehkrimi: hier der Verdächtige, dort der Kommissar. Einseitig belastbar ist auch das kugelsichere Glas der Firma Armour Group: Von außen sind die Scheiben kugelsicher, von drinnen kann zurückgefeuert werden.



Nerven- kitzel

Eine ganze Industrie lebt davon, dass manche Menschen Nervenkitzel suchen, vielleicht als Ausgleich zu ihrem eintönigen Alltag. Sie springen am Seil von Brücken, mit dem Fallschirm von hohen Gebäuden oder gleich aus dem All. Sie klettern Felsen oder Gebäude hoch und stürzen sich auf Skiern die steilsten Abhänge runter. Die Angst lässt das Stresshormon Adrenalin durch den Körper schießen - und von diesem Gefühl wollen viele immer mehr, wie bei einer Sucht. Deswegen gibt es auch den treffenden Begriff „Adrenalin-Junkie“.

Arbeitsplätze gehen verloren!

Mit solchen und anderen Szenarien wollen
uns Unternehmen Bange
machen – eine kleine Sammlung

Von Arne Semsrott

Die Versorgungslücke

In Deutschland geht das Licht aus! Dieses Szenario malten die vier großen deutschen Energiekonzerne in der Diskussion um die Laufzeit der deutschen Atomkraftwerke vor einigen Jahren an die Wand. Die Unternehmen argumentierten, der Energiebedarf des Landes könne nur mit Hilfe von Atomkraft gedeckt werden. Seit Fukushima werden die Atomkraftwerke dennoch nach und nach abgeschaltet. Und siehe da: Deutschland exportiert, auch dank der erneuerbaren Energien, trotzdem jedes Jahr überschüssigen Strom ins Ausland.

Mehr Kriminalität durch weniger Bier

Als die Drogenbeauftragte der Bundesregierung 2008 angesichts von Berichten über das Koma-saufen höhere Alkoholsteuern und Werbeverbote ankündigte, ging ein Raunen durch die Berliner

Lobbylandschaft. Verschiedene Verbände machten gegen das Programm mobil, darunter der Verband Privater Rundfunk und Telemedien e.V., der im Falle von ausbleibender Alkoholwerbung eine Verschlechterung der Programmqualität auf RTL II und Co heraufbeschwor. Besonders hervor tat sich jedoch die Industrie- und Handelskammer, die vor einer Gefahr für die innere Sicherheit Deutschlands warnte. Das leitete sie auch ganz logisch her: Höhere Steuern auf Alkohol gleich erhöhter Schwarzhandel, Alkoholschmuggel aus dem Ausland, Diebstahl von Alkoholika sowie Beschaffungskriminalität. Die Drohszenarien zeigten dann auch Wirkung: Höhere Steuern und neue Werbeverbote waren vom Tisch.

Vorsicht, Schilder!

25 Millionen Straßenschilder gibt es in Deutschland. Alles sicher? Weit gefehlt! Denn angeblich sind acht Millionen davon schlecht lesbar. Sagt zumindest der Schilderüberwachungsverein. Schmutzige oder rostige Schilder stellen „eine große Gefahr für den Straßenverkehr und alle Verkehrsteilnehmer dar“,

schreibt der Verein auf seiner Homepage. Gerade ältere Menschen seien dadurch gefährdet. Die Schildbürger schafften es mit der Forderung nach Erneuerung der Verkehrszeichen schon in einige überregionale Medien. Blöd nur, dass hinter dem Verein die Straßenschilderlobby steckt. Genauer: ein Verband, in dem sich die Hersteller von neuen Straßenschildern organisieren.

Wenn ihr nicht spurt, ziehen wir nach Rumänien

In der globalisierten Welt haben die großen Arbeitgeber einen entscheidenden Vorteil gegenüber den Arbeitnehmern: Internationale Unternehmen sind mobil und können ihre Produktion von einem Land in ein anderes verlagern. Arbeiter sind in der Regel nicht so flexibel.

Das führt dann auch dazu, dass Arbeitgeber immer wieder mit der Verlagerung von Arbeitsplätzen ins Ausland drohen können. So geschehen in Köln: In Rumänien könne man viel billiger produzieren, die Arbeiter würden dort nicht so viel Geld verlangen, sagte der Autobauer Ford Medienberichten zufolge. Das wollten die 4.000 Beschäftigten der Fahrzeugmontage nicht. So nahmen sie hin, dass das Unternehmen Einmalzahlungen sowie Sonderurlaub kürzte und die Produktion auf ein flexibles Zweischicht-Modell umstellte. Und so produziert Ford jetzt weiter in Westdeutschland - kostengünstiger als vorher.

Autsch

Deutlich schneller als die Schweinegrippe breitete sich 2009 die Angst vor der Schweinegrippe aus. Regierungen auf der ganzen Welt folgten dem Rat der Weltgesundheitsorganisation WHO und rüsteten sich für den Notfall einer

weltweiten Pandemie aus. Sie kauften in Massen die Medikamente Tamiflu und Relenza der Pharmagiganten Roche und GlaxoSmithKline. Die Unternehmen profitierten von der aktionistischen Haltung der Politik, die schnelle Ergebnisse schaffen wollte. Eine vor Kurzem veröffentlichte Analyse ergab allerdings, dass die Medikamente vermutlich kaum gegen die Grippe helfen und manchmal sogar Patienten schaden. Da hatten die deutschen Behörden allerdings schon lange für geschätzte 500 Millionen Euro Behandlungsdosen eingekauft und eingelagert. Bald nehmen die Pillenpackungen aber zumindest keinen Lagerplatz mehr ein. Bei den meisten läuft 2016 die Haltbarkeit ab, sie werden dann vernichtet.



Ritter der Kokosnuss

Falls ein Manager beim Geschäftsessen ein Angebot bekommt, das er nicht ablehnen kann, ist er mit diesem 17.000 Euro teuren Anzug von Garrison Bespoke gewappnet, um es doch zu tun: Er ist nämlich kugelsicher.



Nur



Bei den Demonstrationen auf dem Tahrir-Platz in Kairo kam es oft zu regelrechten Schlachten mit den Sicherheitsbehörden. Und dennoch wagten sich immer wieder Demonstranten auf den Platz, um für mehr Demokratie zu protestieren. Manche schlugen dort sogar ihr Nachtlager auf

Mut

In manchen Ländern ist es ziemlich gefährlich, seine Meinung zu sagen oder gegen die Regierung zu kämpfen. Und dennoch gibt es immer wieder mutige Menschen, die ihre Angst überwinden, ob in Ägypten, Syrien oder der Ukraine. Drei Aktivisten erzählen



Von Marion Bacher

Auf dem Maidan in Kiew schützten sich Demonstranten mit selbst gebastelten Schildern gegen das hochgerüstete Militär



In Syrien müssen die Regimegegner mit allem rechnen: Giftgas, Panzerangriffe, Granaten. Unglaublich, wie mutig manche dennoch sind

A

→ Auf Demonstrationen verbündet man sich mit Fremden. Man solidarisiert sich, bringt Opfer, manche riskieren ihr Leben. „Wenn sich Menschen versammeln, hören sie auf, sich in erster Linie als Individuen zu begreifen“, sagt der Sozialpsychologe Stephen David Reicher von der schottischen University of St Andrews. „Nicht mehr sie selbst stehen im Vordergrund, sondern ihre soziale Identität. Normen und Werte der Gruppe stehen plötzlich über den eigenen.“ So würde sich die Angst um einen selbst in die Angst um alle Mitglieder der jeweiligen Gruppe verwandeln. Da Angst aber immer noch individuell erlebt wird, hat *fluter* bei drei Aktivisten nachgefragt.

Sarah El Ashmawy, 24, Kairo, Ägypten

„Wir haben Mauern der Angst durchbrochen“ – das war einer unserer Slogans Anfang 2011, als wir gegen das ägyptische Regime auf die Straße gingen. Plötzlich hatten wir keine Angst mehr, den



Mund aufzumachen, unsere Meinung zu sagen, zu demonstrieren. Natürlich hat es während der letzten drei Jahre immer

wieder Repressionen gegeben, besonders für Frauen wurde es mit der Zeit immer gefährlicher, zu den Demonstrationen zu gehen. Es gab mehr und mehr Fälle von sexueller Belästigung und sogar Massenvergewaltigungen am Tahrir-Platz. Klar hat man Angst davor, aber gleichzeitig möchte man sich wehren und zeigen, dass man sich eben nicht einschüchtern lässt. Dass die eigene Angst weniger wird, dabei helfen permanente Informationen.

In welchen Straßen gibt es Zusammenstöße? An welchen Orten ist es besonders gefährlich für Frauen? Wo versprüht die Polizei giftiges Atemgas? Wir haben uns die ganze Zeit informiert und auch über Facebook und Twitter kommuniziert. Als wir mitbekamen, dass die Proteste in Tunesien dazu geführt haben, Diktator Ben Ali zu stürzen, hat uns das Mut gemacht – ja, auch das hilft, Angst abzubauen, nämlich zu sehen: Die anderen haben es schon geschafft. Für unsere Eltern war das schwer zu verstehen, die sind schließlich in einer ganz anderen Welt aufgewachsen. Alle Medien waren in Ägypten bis 2000 gleichgeschaltet. Demonstrieren hieß für unsere Elterngeneration, im Gefängnis zu landen.

Kateryna Zinovieva, 23, Kiew, Ukraine

Die Nacht am 29. November 2013 war die letzte, in der ich durchgeschlafen habe. Es war die Nacht vor der Nacht, in der die Stimmung am Maidan in Kiew kippte. Von totaler Hoffnung und Euphorie in Angst. Es war die Nacht, bevor Tausende Polizisten gegen friedliche Demonstranten vorgingen, sie durch die Straßen jagten, sie zusammenschlugen. Obwohl die Stimmung kippte, haben wir den ganzen Winter über jeden Tag auf dem Maidan gestanden, haben Essen organisiert, aufeinander aufgepasst. Es fühlte sich an wie ein Job neben dem regulären Job – ein Job, der notwendig ist, um eine neue Ukraine zu formen, eine demokratischere, eine freiere. Bis zu den blutigen Ausschreitungen Anfang 2014, bei denen immer wieder auch scharf auf Demonstranten geschossen wurde, hat mich meine Großmutter jeden Tag angerufen: Kind, du musst auf den Maidan! Es half, auf den Maidan zu gehen, um die Angst vor den Sicherheitskräften oder regimetreuen Protestgegnern zu überwinden. Denn paradoxerweise hatten wir mehr Angst zu Hause als in der Menge. Die Menschenmassen geben einem das Gefühl, sicher zu sein, obwohl das ja nicht stimmt. Schließlich starben bei den Protesten Dutzende Menschen. Selbstverständlich hatten wir immer wieder auch Angst bei den Demonstrationen, aber für uns gab es kein Zurück mehr. Sich von der Angst leiten



zu lassen und nicht mehr zu den Protesten zu gehen hätte bedeutet, einen zu hohen Preis zu zahlen.

Asad Aziz, 27, Apolda/ Salamiyya, Syrien

Zwei Jahre, zwei Monate und fünf Tage saß ich im Gefängnis – weil ich laut einem syrischen Militärgericht die Einheit des Landes gefährde. Ich hatte 2007 über die Luftwaffe im Irak-Iran-Krieg geschrieben. Grund genug für den syrischen Geheimdienst, mein Zimmer zu durchsuchen, meinen Laptop zu konfiszieren, mich zu verhaften. Damals schrieb ich unter einem Pseudonym – das war aber auch die einzige Sicherheitsmaßnahme. Im Grunde hatte ich volles Vertrauen, in meine Umwelt, in mich. Keine Angst zu haben lieferte mich ihnen aus. Ich war wochenlang in Einzelhaft, wurde verhört und gequält. Trotzdem wollte ich nicht aufhören, gegen diese Ungerechtigkeit aufzubegehren. Wenige Monate nachdem ich wieder freikam, gingen in Syrien die Proteste los. Ein paar Menschen organisierten sich. Bis ins kleinste Detail bereiteten wir alles vor. Niemand sollte die Namen der Mitglieder erfahren. Diese wahnsinnige Angst vor dem syrischen Geheimdienst, zu wissen, mit welchen Methoden das Regime arbeitet, hat mir beigebracht, hier zu überleben. Wenn man in so einer Situation ist, ist man oft aber auch sehr allein. Auf der einen Seite sprechen die Menschen um einen herum nicht mehr mit dir, weil sie Angst vor Repressionen haben. Auf der anderen Seite – wenn sich dann doch jemand mit dir unterhält – wirst du selbst paranoid, denkst, du bist umgeben von Leuten, die dir etwas antun wollen. Letztes Jahr konnte ich den Druck nicht mehr aushalten, nicht nur der syrische Geheimdienst war hinter mir her, auch die Extremisten des „Islamischen Staates“. Ich bin über die Grenze geflohen und von der Türkei weiter nach Deutschland. Jetzt möchte ich von hier aus weitermachen. Eines weiß ich: Hätte ich keine Angst gehabt, wäre ich heute vermutlich nicht mehr am Leben. ←





Kuscheln, bis das Blut spritzt

Sabbernde Zombies, mordende Aliens: Wer guckt eigentlich noch Gruselfilme – und warum?

Der Regisseur Andy Fetscher (34) fürchtet sich nicht vor diesen Fragen

Interview: Fabian Dietrich

→ fluter: **Erinnerst du dich noch an den ersten Film, bei dem du so richtig Schiss gehabt hast?**

Andy Fetscher: Das erste Mal richtig Angst hatte ich bei „Alien“, den habe ich mit sechs Jahren gesehen, weil mein älterer Bruder mich gezwungen hat.

Hat es dir dennoch gefallen?

Die erste Stunde war fürchterlich, aber danach war ich einfach nur gefesselt. Es gibt eine faszinierende Szene, in der der Android mit einem Feuerlöscher in Stücke geschlagen wird und das weiße Blut aus ihm rausspritzt.

Was ist eigentlich das Tolle daran, sich durch Filme Angst einjagen zu lassen?

Ich finde das Horror-Genre deswegen so wichtig, weil es eine reinigende Wirkung

auf uns Zuschauer hat. Es ist wie eine Achterbahnfahrt. Wenn du nach oben fährst, fängt dein Herz an zu klopfen und du weißt: Jetzt kommt der schlimmste Moment deines Lebens. Aber danach bist du unglaublich erleichtert, weil du diese wahnsinnige Tortur überstanden hast.

Filme, die Angst machen, tun den Menschen also gut?

Ein Freund von mir hat seiner Freundin zumindest spontan einen Heiratsantrag gemacht, nachdem die beiden „The Sixth Sense“ im Kino gesehen hatten. Es hat mich beeindruckt, dass ein Film so was auslösen kann. Nicht umsonst suchen sich viele amerikanische Teenager bevorzugt Horrorfilme im Kino aus, weil man sich da so schön aneinanderkuscheln kann.

Der Horrorfilm-Regisseur George A. Romero verarbeitete in „Die Nacht der lebenden Toten“ angeblich die Rassen- und Studentenunruhen während des Vietnamkriegs. Versteckst du auch politische Botschaften in deinen Filmen?

Horrorgeschichten waren schon immer prädestiniert dazu, auf eine parabelartige Weise politische Botschaften zu vermitteln. Romero ist da der Klassiker. Aber ich will mit meinen Filmen einfach nur unterhalten, eine politische Message habe ich nicht.

„Horrorfilme können gut politische Botschaften vermitteln“

Warum gibt es hierzulande so wenige Regisseure, die Horrorfilme drehen?

Das Genre ist verpönt. Auch ich hatte da schnell meinen Stempel weg. Die meisten Horrorfilmregisseure führen ein Schattendasein, weil die Filmförderungsanstalten in Deutschland Angst haben, solche Filme zu unterstützen. Es gibt im Grunde keinen Weg, einen Horrorfilm zu machen – außer man finanziert ihn privat.

Reagieren Menschen auf der ganzen Welt gleich auf Horrorfilme?

Jedes Land hat seinen eigenen Code für Horror und Angst. Im asiatischen Horrorfilm sind zum Beispiel öfter lange, schwarze Haare oder Wasser zu sehen. Das sind Sachen, die den Menschen dort eiskalte Schauer über den Rücken laufen lassen. Bei uns spielt dagegen eher das Thema der Schuld eine große Rolle.

Müssen denn Horrorfilme immer so wahnsinnig brutal sein?

Nein, Angst kann auch sehr diffus erzeugt werden indem man mit dem Unterbewusstsein spielt. In den besten Horrorfilmen sieht man ja auch nicht viel. Ich finde aber, dass man an ein, zwei Stellen in einem Film doch etwas zeigen sollte.

In deinem Film „Urban Explorer“ wird eine der

Hauptpersonen gehäutet ...

Ich hatte gar nicht geplant, so wahnsinnig brutal zu werden. Aber das ist eben der Brocken Fleisch, den ich dem Zuschauer hinwerfen wollte.

Trotzdem ganz schön heftig ...

Na ja. Im Tatort habe ich mal gesehen, wie ein Mörder fünf oder sechs Mal mit dem Jeep über eine Frau gefahren ist, und die hat immer noch gelebt. Das war wesentlich schlimmer als in manchen Filmen, die eine Altersfreigabe ab 18 bekommen. ←

Andy Fetschers „Urban Explorer“ wurde auf dem Screampfest Horror Film Festival in Los Angeles mehrfach ausgezeichnet. Ein anderer Film von ihm heißt „Bukarest Fleisch“, darin geht es um Gammelfleisch. Sehr modern also, der Mann.

Holy Schiss

Wir haben natürlich die ganze Zeit Angst, ein paar Ängste übersehen zu haben. Deswegen kommt hier noch mal ein Schwung

Gesammelt von Marlene Roiser

Anthophobie ist die Angst vor Blumen, nicht zu verwechseln mit **Anthropophobie**, der Angst vor Menschen.

Autophobie: die Angst, allein zu sein beziehungsweise auf sich selbst gestellt zu sein.

Dem Typus „**Blut-, Verletzungs- und Spritzenphobie**“ wird in der psychologischen Klassifikation eine eigene Rubrik gewidmet. Die Neigung zur Ohnmacht ist in vielen Fällen genetisch bedingt.

Chronophobie ist die Angst vor der Zeit beziehungsweise vor ihrem Vergehen. Die sogenannte Torschlusspanik ist eine spezifische Form der Chronophobie.

Das kennen wir alle:

Dentalphobie ist die Angst vor Zahnbehandlungen.

„Mir ist schlecht“: **Emetophobie** ist die krankhafte Angst, sich übergeben zu müssen.

Felinophobie oder auch **Galeophobie** ist die übersteigerte Angst vor Katzen.

Gynäköphobie, das ist die Abneigung gegen alles Weibliche und Angst vor Frauen. Es gibt natürlich auch noch ein männliches Pendant dazu, die **Androphobie**.

Heterophobie ist nicht etwa das Gegenteil von **Homophobie**. Sie wird zum Teil als „die Angst vor dem anderen Geschlecht“ bezeichnet, kann aber auch die Angst vor allem Andersartigen bedeuten.

Hydrophobie ist die krankhafte Scheu vor Wasser, die bei Menschen und zum Beispiel bei Tieren als Begleiterscheinung von Tollwut vorkommen kann.

Menschen mit **latrophobie**, der Angst vor Arztbesuchen, leiden lieber, als zu einer Untersuchung zu gehen. Oft mit schwerwiegenden Folgen.

Judeophobie ist eng verwandt mit Antisemitismus und bezeichnet die Angst vor oder Ablehnung von allem Jüdischen.

Kleptophobie ist das Gegenstück zur Kleptomanie; die Angst, zu stehlen oder bestohlen zu werden.

Mysophobie ist die panische Angst davor, sich mit Viren oder Bakterien zu infizieren oder mit Schmutz in Kontakt zu kommen.

Nomophobie: Wortneuschöpfung, die für „no-mobile-phone-phobia“ steht. Die Angst, nicht erreichbar zu sein über Handy.

Nyktophobie: krankhafte Angst vor der Dunkelheit und vor der Nacht, die mit dem

Kontrollverlust zusammenhängt, wenn man nichts mehr sieht.

Panophobie: krankhafte Furcht vor allen Vorgängen der Außenwelt, also Angst vor allem.

Phonophobie: Sprechangst, krankhafte Angst vor dem Sprechen bei Stotternden - oder auch krankhafte Angst vor Geräuschen oder lauter Sprache.

Radiophobie oder auch **Strahlenangst** ist die übersteigerte Angst vor radioaktiver Strahlung beziehungsweise deren negativen Folgen.

Situationsphobie ist eine krankhafte Angst, die nur in spezifischen Situationen auftritt, wie zum Beispiel Prüfungen, Lampenfieber vor Auftritten und so weiter.

Die Angst, als Scheintoter begraben zu werden, heißt **Taphephobie**. Auch Edgar Allan Poe, Fjodor Dostojewski und Alfred Nobel litten daran.

Urophobie: die Angst, zu einem unmöglichen Zeitpunkt Harndrang zu haben.

Auch für die krankhafte Angst vor Vergewaltigung existiert ein Fachwort: **Virginitiphobie**. Betroffene leben in ständiger Angst, vergewaltigt zu werden, und vermeiden jede Situation, die dazu führen könnte.

Als **Xenophobie** wird, ähnlich wie bei der Homophobie, Ablehnung oder Hass als Angst bezeichnet. Sie ist gleichzusetzen mit Fremdenfeindlichkeit.



Das Heft ist
nicht genug:
Im Netz geht's
weiter

Reportage: Bei Anpfiff Angst

Auf Deutschlands Fußballplätzen herrschen teilweise rabiate Zustände. Vor allem in den Amateurligen werden Schiedsrichter bedroht und verprügelt. Der einst respektierte Fußball-Posten ist inzwischen der wohl gefährlichste Job im Stadion. Gerald Bothe, der vor einigen Jahren nach einem Angriff auf dem Platz fast gestorben wäre, ist einer der bekanntesten Fälle und trotz Todesangst noch immer in der Berliner Kreisliga aktiv. Für ihn stehen die Angriffe gegen Schiedsrichter stellvertretend für viele gesellschaftliche Probleme.

Das ist ja duft

Wie riecht Angst? Oder auch: nach was? Geruchsforscher gehen solchen Fragen nach und rekonstruieren in ihren Laboren Gerüche. So wie Sissel Tolaas, die für das Militärgeschichtliche Museum in Dresden den Geruch auf den Schlachtfeldern des Ersten Weltkriegs nachstellte - oder schon den Auftrag hatte, mit Gerüchen Terroristen aufzuspüren. Dieser Frau mit einem ziemlich guten Riecher stellen wir echte Spürnasen-Fragen.

Vorschau

Russland ist nicht nur wegen seiner schieren Größe ein faszinierendes Land, das manchmal schwer zu verstehen ist. In Zeiten der Ukraine-Krise gerät ein wenig in Vergessenheit, dass es auch ein wesentlicher Teil der europäischen Kulturgeschichte ist. Wir dachten uns: Es ist mal wieder Zeit, sich näher kennenzulernen, und widmen Russland das nächste Heft.

IMPRESSUM

fluter – Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung

Ausgabe 53, Thema Angst, Winter 2014/15
Herausgegeben von der Bundeszentrale für politische Bildung (bpb)
Adenauerallee 86, 53113 Bonn
Tel. 0228/99515-0

Redaktion

Thorsten Schilling (verantwortlich/
Bundeszentrale für politische Bildung/
schilling@bpb.de),
Fabian Dietrich (CvD),
Oliver Gehrs (redaktionelle Koordination)

Bildredaktion

Carmen Brunner

Artdirektion

zmyk/Jan Spading

Mitarbeit

Marion Bacher, Anja Bengelstorff,
Michael Brake, Felix Dachsel, Arno Frank,
Sabrina Gaisbauer, Marlene Halser,
Hans-Hermann Kotte, Jan Ludwig, Lutz
Meier, Marlene Roiser, Natascha Roshani,
Arne Semsrott, Heiko Zwirner

Dokumentation

Kathrin Lilienthal

Schlussredaktion

Florian Kohl, Sven Barske

Lithografie

Meike Jäger

Redaktionsanschrift/Leserbriefe

fluter-Magazin der Bundeszentrale für
politische Bildung,
DUMMY Verlag, Torstraße 109, 10119 Berlin,
Tel. 030/300230-233, Fax -231, post@fluter.de

Redaktionelle Umsetzung

DUMMY Verlag GmbH, Torstraße 109,
10119 Berlin
ISSN 1611-1567
Bundeszentrale für politische Bildung
info@bpb.de; www.bpb.de

Abonnement & Leserservice

ssm system service marketing gmbh
Im Auftrag der Bundeszentrale für politische
Bildung
Dudenstraße 37-43, 68167 Mannheim
Tel. 0621/33839-38, Fax: 0621/33839-33
abo@heft.fluter.de

Kostenloses Abo bestellen, verlängern oder abbestellen

www.fluter.de/abo
abo@heft.fluter.de

Nachbestellungen

Publikationsversand der Bundeszentrale für
politische Bildung/bpb, Postfach 501055, 18155
Rostock
Fax.: 038204/66-273,
E-Mail: bestellungen@shop.bpb.de
Nachbestellungen von fluter werden von
1 kg bis 20 kg mit 4,60 Euro kostenpflichtig.

Druck

Ernst Kaufmann GmbH & Co. KG, Druckhaus
Raiffeisenstraße 29, 77933 Lahr
Tel. 07821/945-0, info@druckhaus-kaufmann.de
www.druckhaus-kaufmann.de

Bildnachweise

Alle Illustrationen bis auf das Cover sind von
Falko Ohlmer; Cover Gregory Gilbert-Lodge; S. 3
Peter Beste; S. 5 Benjamin Petit; S. 8 Sebastian
Friedman; S. 9 Michael Forster Rothbart; S. 10
Pepe Rubio Larrauri; S. 13 Andreas Pein/laif;
S.14-15 "Bild"-Zeitung; S.17 Richard Kern; S.18
Victor Enrich; S.28-29 Susan Schmitz/shutter-
stock; S.30-31 picture alliance/dpa; S.32-33
Neil Carrier; S.36 Jörg Brüggemann/Ostkreuz;
S.41 Bulls Press; S.44-45 Ivor Prickett; S.46
Florian Bachmeier, Giulio Piscitelli; S.47
privat; S.48 Target Presse Agentur GmbH/Getty
Images; S.50 picture-alliance/augenKlick/firo
Sportphoto

Papier: Dieses Magazin wurde auf umwelt-
freundlichem, chlorfrei gebleichtem Papier
gedruckt.

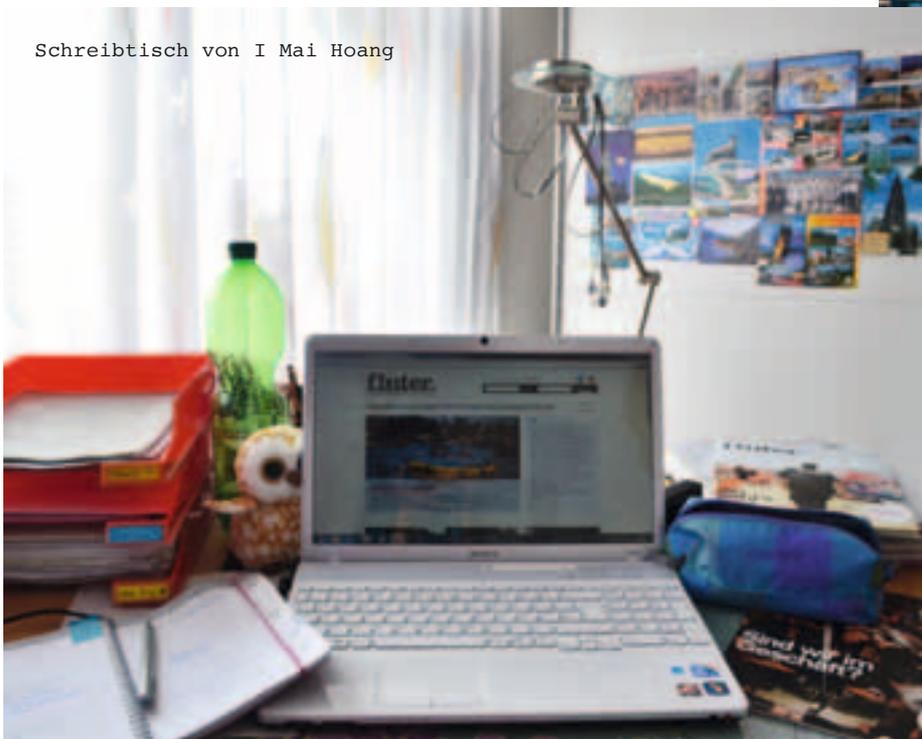
Die letzte Seite im Heft ist die erste Seite im Netz



Schreibtisch von Anna Paulsen



Schreibtisch von Helmut Pleyer



Schreibtisch von I Mai Hoang

Wie sieht's denn bei dir aus?
Schick ein Bild an meinzimmer@flutter.de